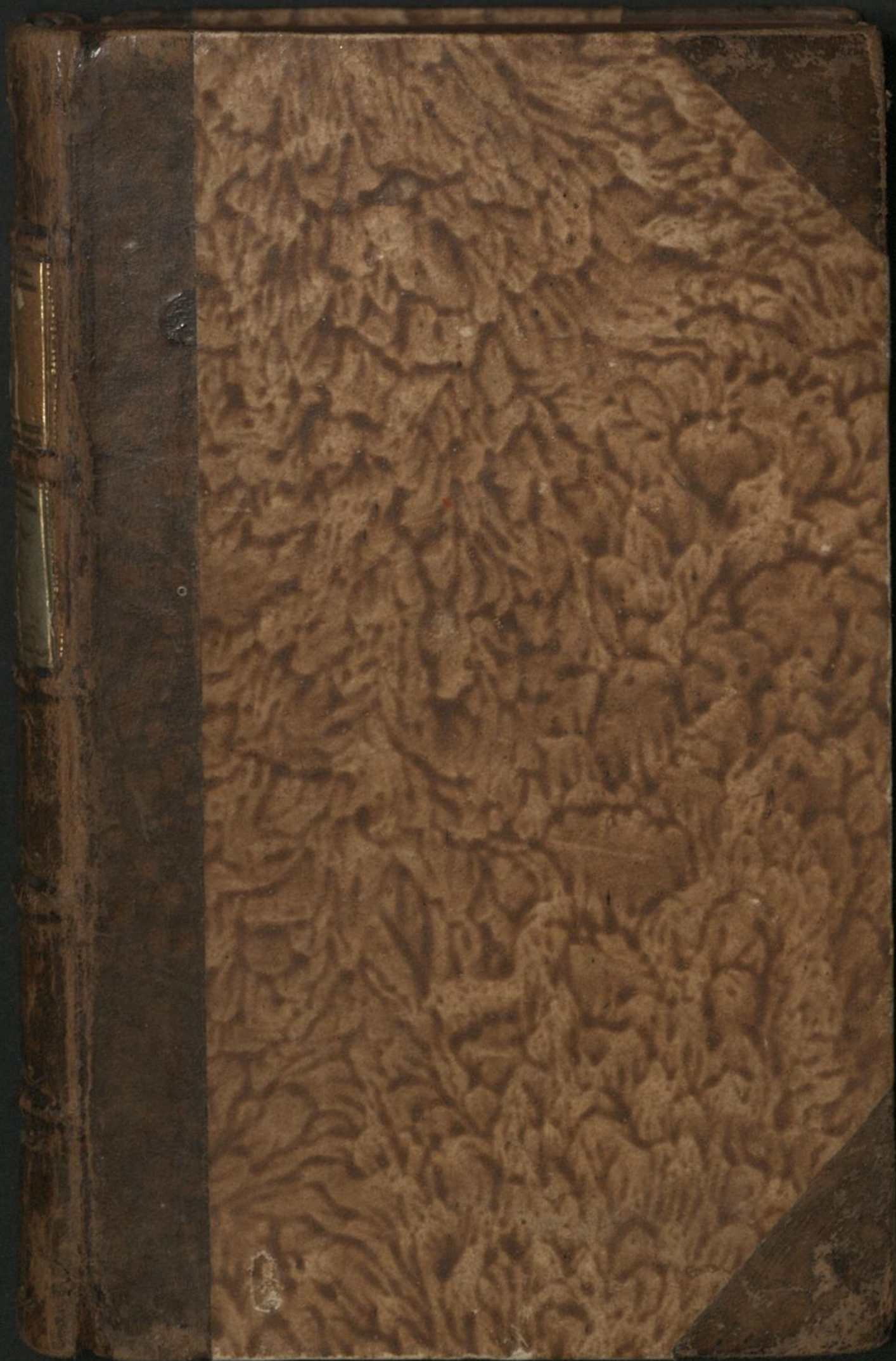
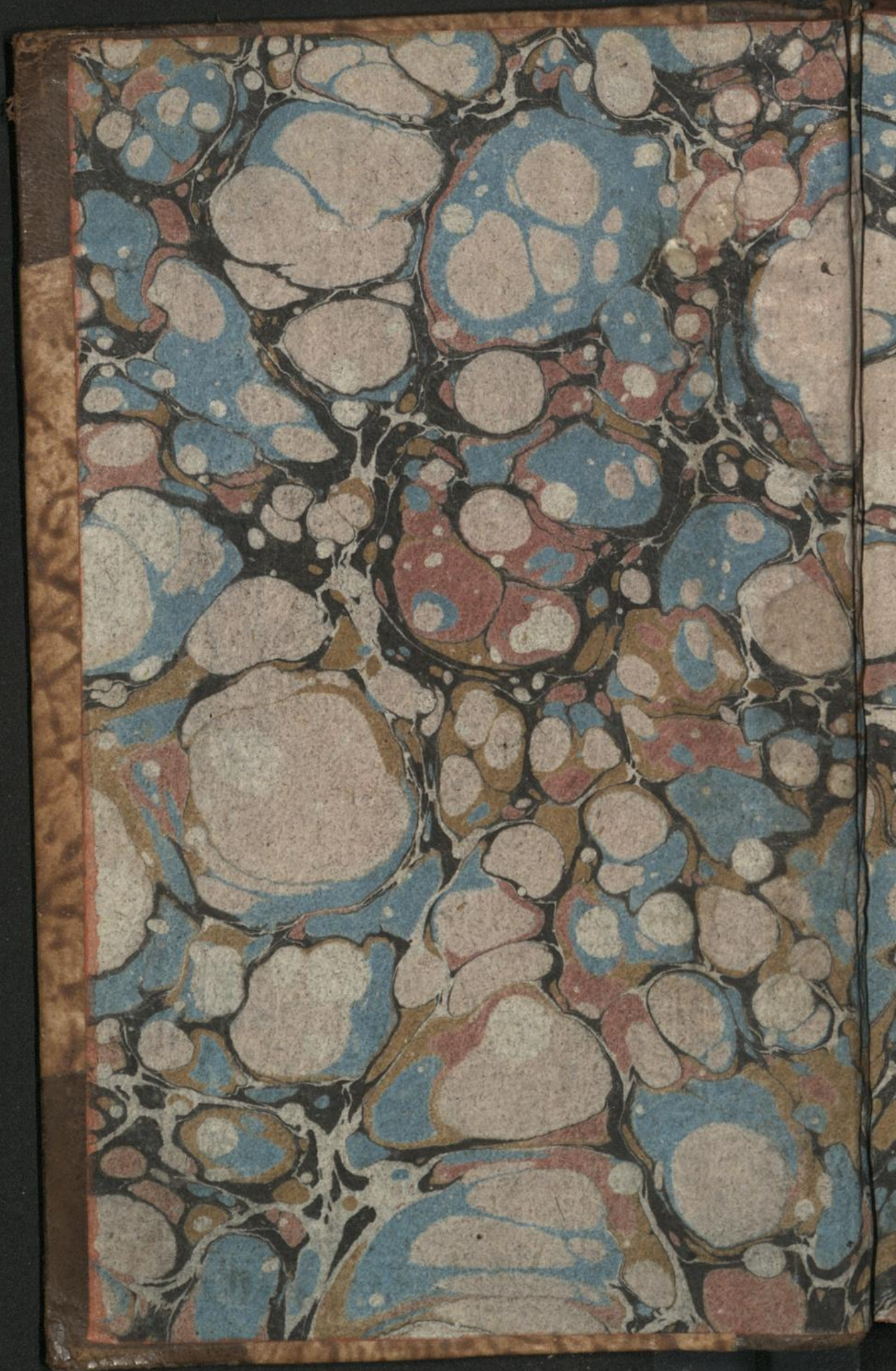
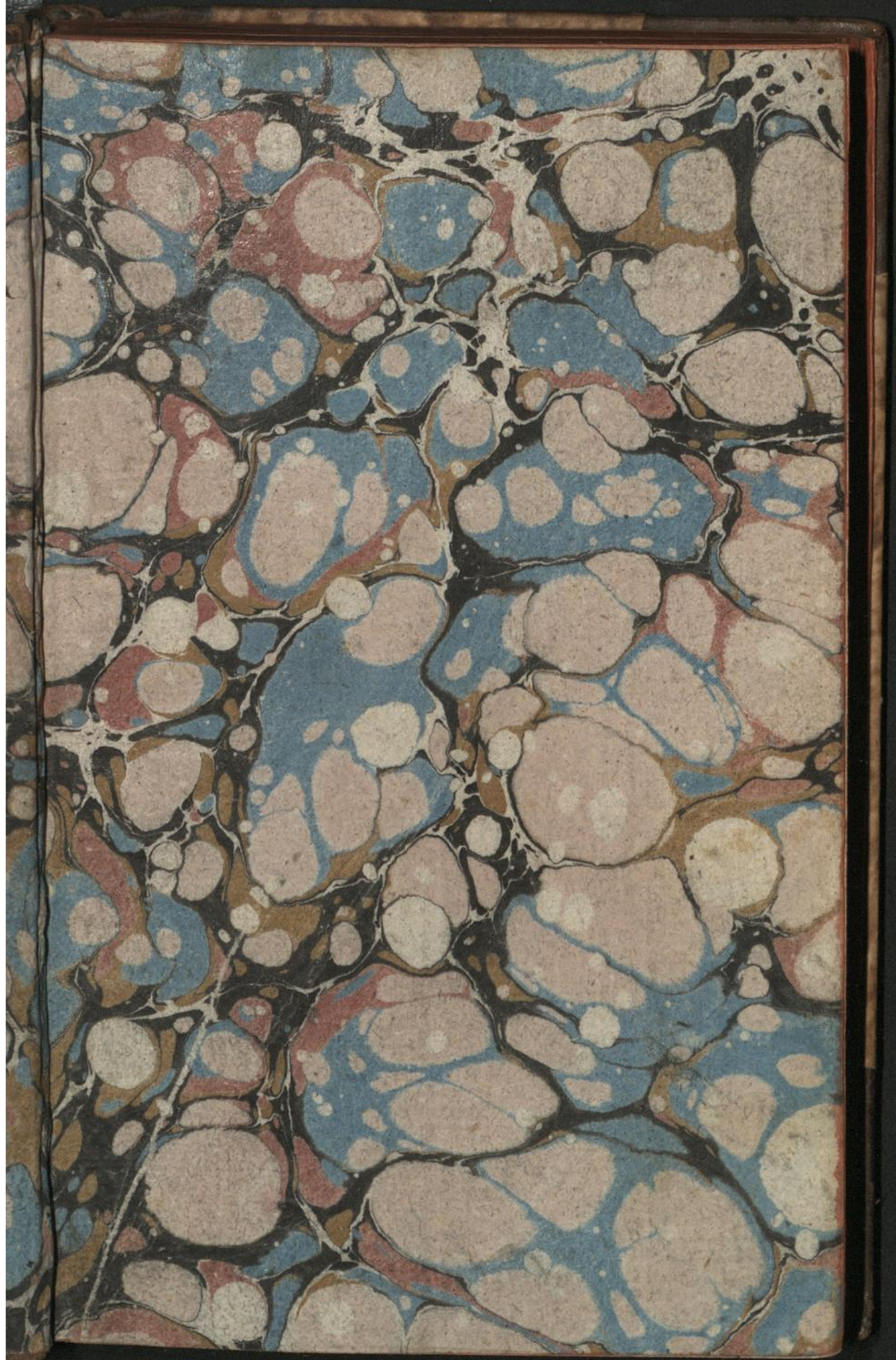








1543

3Bde

Alphabet

oder Buchstaben

Männer und Weiber,

oder die Welt

Alphabet

oder die Welt

Alphabet

oder die Welt

Alphabet

oder die Welt

Alphabet

oder die Welt

Alphabet

oder die Welt

Alphabet

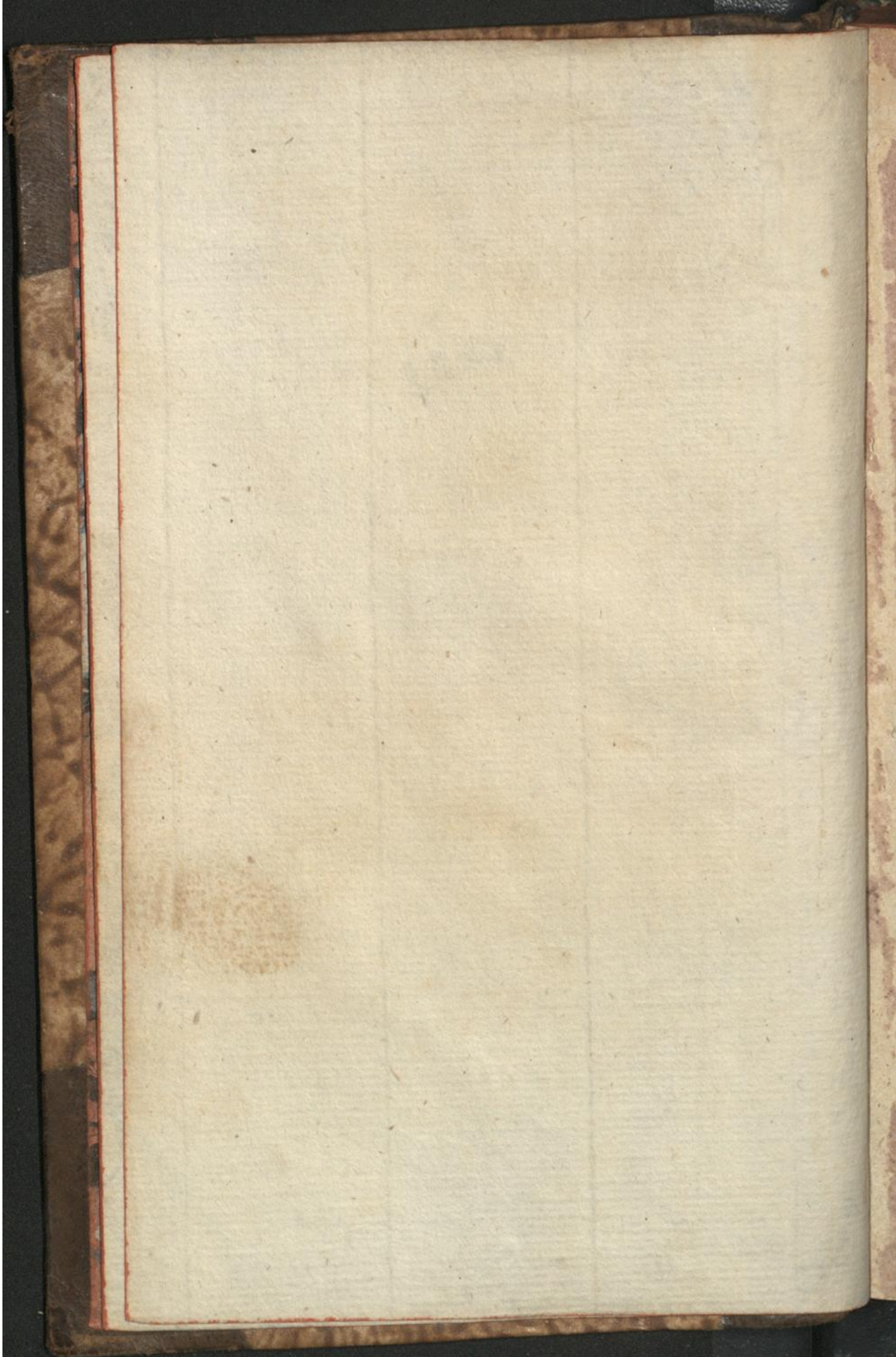
oder die Welt

Alphabet

oder die Welt

Alphabet

oder die Welt



A n e k d o t e n

großer und kleiner

Männer und Weiber,

guter und böser

M e n s c h e n ,

alter und neuerer Zeiten.

A l s

B e y t r ä g e

z u r

Geschichte des menschlichen Herzens

g e s a m m e l t

v o n

L. V. von Buri.

Des Dritten Bandes Erste Abtheilung.

N e u w i e d ,

bey Johann Ludwig Gehra. 1791.



9419057.3^RSOM





Vorerinnerung.

Die zwey ersten Bände dieses Werks
sind sehr verschieden beurtheilt
worden; hier getadelt, dort mit Scho-
nung behandelt, da wieder als eine un-
terhaltende, nützliche Lektüre angepries-



sen. Die Herrn Recensenten, besonders die verdienstvollen Mitarbeiter der allgemeinen Litteratur-Zeitung, gaben mir, gleich bey Erscheinung des ersten Bandes, Winke, die ich nach meinen Kräften in der Fortsetzung benutzen werde, und es scheint, daß ihre Vermahnungen bereits gefruchtet haben müssen, weil der zweyte Band schon besser durchgekommen ist, ob ihn gleich

einig

einige historische Schnitzer besetzt haben, die ich mir selbst nicht verzeihen kann, und die ich am Schlusse dieses Bandes verbessern werde, wenn sich eine solche Nachlässigkeit verbessern läßt.

Ich muß meine Leser nochmals auf den Vorbericht des ersten Bandes verweisen, und hier wiederholen, daß ich kein Gelehrter bin, und nicht für



Gelehrte schreibe; sonst würde ich gewiß nicht ganze Stellen fast wörtlich aus andern Schriftstellern borgen. Meine Absicht ist keine andre, als meinen Landsleuten, und besonders meinen Landsmänninnen ein Buch in die Hände zu liefern, das ihnen wenigstens nützlicher seyn kann, als ein Roman voll Empfindeley, der, wie ich aus Erfahrung weiß, den Kopf mit

Schwinz

Schwindel anfüllt, ohne das Herz zu
bessern.

Aus diesem Gesichtspunkt bitte ich
meine Anekdoten zu beurtheilen. —
Jede billige Erinnerung über Vortrag
— Auswahl der Gegenstände — und
jeden Fehler, dessen man mich mit
Recht beschuldigen kann, werde ich



nicht nur mit dem verbindlichsten Dank
erkennen, sondern auch zum Leitfaden
meiner Arbeit machen.

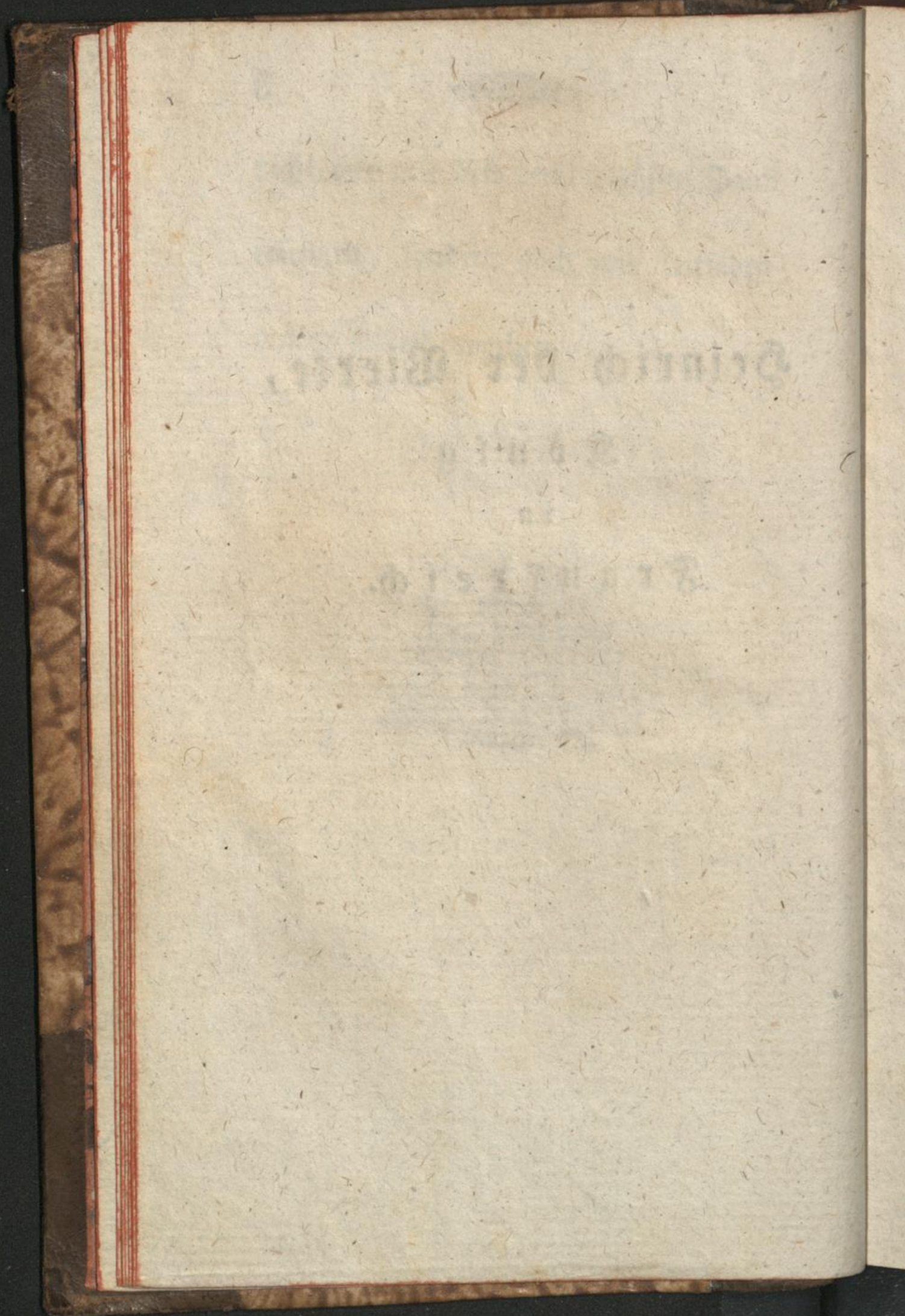


Heinrich der Vierte,

König

in

Franckreich.

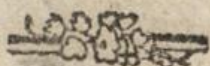




Heinrich IV. war der größte König,
den die Französische Geschichte auf-
zuweisen hat. Noch ist er der Abgott der
Nation, und alle gesittete Völker der Erde
nennen seinen Namen mit Ehrfurcht.

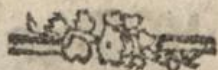
Nach der Ermordung Heinrichs
III. (*) befand er sich in einer bedenklichen
Lage,

(*) S. II. Band, Seite 241.



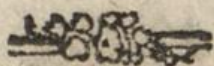
Lage. Er mußte befürchten, daß die Pariser, welche von den Catholiken belagert wurden, mit diesen gemeinschaftliche Sache machten, und ihm den Weg zum Throne versperrten. Der größte Theil der Catholiken, deren Anzahl im ganzen Reiche zehnmal so stark war, als die der Protestanten, wollten ihn nicht als den rechtmäßigen Thronfolger erkennen. Selbst diejenigen, welche entschlossen waren, ihm seine Rechte zu erhalten, betrachteten ihn mehr als ihren Heerführer, als wie ihren König, bis die Stände des Reiches sein Schicksal würden entschieden haben.

Endlich schwuren ihm drey Edelleute den Eyd der Treue; diese waren der Marschall d'Aumont, Gisi und d'Samieres. Die Uebrigen, welche käuflich waren, handelten lange. Manche forderten den souverainen Besitz von Städten und ganzen Provinzen; es war zu vermuthen, daß mit einemmal die



die ehemalige Feudal-Regierungsform wieder eingeführt werden würde. Die sechzehn Bürger, welche am Ruder der Hauptstadt saßen, machten den Plan, alle große Städte des Reiches zu vereinigen, und daraus, mit Benbehaltung der besondern Vorrechte einer jeden, einen Freystaat aufzurichten, dem Schweizerbund ähnlich, dessen gesegnete Folgen schon damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa anzoge; allein ein so großes Unternehmen erforderte entschlossene Männer voll Muth, Kraft und Scharfsinn, und diese fanden sich unter den Rathsherrn der Städte sehr spärlich.

Andere gedachten Frankreich die Form Deutschlands zu geben, die Städte für freye Reichsstädte zu erklären, und jedem Besitzer einer Herrschaft die Unabhängigkeit zu ertheilen. Dieser Entwurf gefiel den Großen und dem Adel ungemein, denn die
la.



Katholischen Edelleute hätten sich dann in Frankreichs Provinzen getheilt.

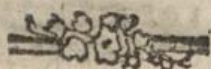
Noch andere, die Anhänger des Herzogs von Mayenne, drängten diesen, den Königlichen Titel anzunehmen; aber er getraute sich nicht, ihren Vorstellungen Gehör zu geben, und begnügte sich mit dem Namen eines Kronverwesers. Da er indessen wußte, daß der Herzog von Lothringen sich Mühe gab, seinen Sohn auf den Thron zu heben, so ließ er den Cardinal von Bourbon zum König ausrufen. Dieser war der Bruder des Anton von Bourbon, und also um einen Grad näher als Heinrich IV, sein Neffe und Sohn Antons. Er hatte nichts gegen sich als daß er von der jüngern Linie war. Aber Heinrich schien, als Protestant, auf immer von der Regierungsfolge ausgeschlossen zu seyn; übrigens hatte man nichts gegen seine Person einzuwenden,



Obgleich der Cardinal von H e i n r i c h e n in einem engen Gefängnisse festgehalten wurde, so fertigte man doch alle öffentliche Urkunden von nun an in seinem Nahmen aus. Unter seinem Nahmen wurde gemünzt, und man schlug eine Medaille mit seinem gekrönten Brustbild und der Umschrift: Carolus X. Dei gratia Francorum Rex. (Carl X. von Gottes Gnaden der Franken König). Von allem diesem mußte der Cardinalkönig in seinem Gefängnisse kein Wort.

H e i n r i c h, so wachsam und thätig er auch war, zweifelte dennoch selbst an einem glücklichen Erfolg. Er wollte sich über die Loire (*) zurückziehen, theils um seiner
eigen

(*) Der größte Fluß in Frankreich. Er fließt fast mitten durch, und ergießt sich bey Nantes in Bretagne in das Aquitanische Meer.



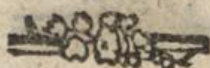
eigenen Sicherheit willen, theils um die ihm anhängenden Provinzen jenseits dieses Flusses auf seiner Seite zu behalten. Hätte er diesen Gedanken ausgeführt, so war er ohne Rettung verlohren; denn seine Parthey würde sich zu weit von dem Mittelpunkt entfernt haben, und zu ohnmächtig gewesen seyn, für ihn zu wirken. Nie würde die Krone auf H e i n r i c h s Haupt gekommen seyn, wenn er nicht seine Meinung geändert, und sich entschlossen hätte, mit dem Schwert in der Hand seine Rechte zu vertheidigen. Dieser herzhafte Entschluß lähmte den Muth seiner Gegner.

Aber seine eigene Parthey wollte keinen protestantischen König. Er mußte schwören, die Römisch - Catholische Religion im Reiche zu handhaben, und sich selbst aufs baldigste darin unterrichten zu lassen. — Er that beides auf das Feyerlichste, und nun erst schwur ihm sein Heer den Eynd der Treue.



Treue. Demohngeachtet würde er nicht durchgedrungen seyn, wenn nicht zu Heinrichs Glück Spaltungen unter der Ligue selbst entstanden wären.

Er war von Catholiken und Protestanten umgeben, die sich entgegen, und im höchsten Grade misstrauisch aufeinander waren. Jene fürchteten, er würde ihre Kirche wieder verlassen, diese hofften, er würde der übrigen getreu bleiben. Jeder sorgte für sich selbst, und welche Belohnung konnte auch Heinrich seinen Anhängern zusichern, als weit entfernte — Versprechungen, die er vielleicht nie erfüllen konnte, da der größte Theil der Nation gegen die monarchische Regierungsform war.



Wollte er zu der Catholischen Kirche übergehen, so stieß er den Protestanten vor den Kopf; er schwächte ihren Eifer, ihn zu unterstützen, und belohnte ihn mit Undank. Wenn er diese schonte, so mußten die Catholiken glauben, seine Befeh- rung sey nur das Werk der Politik. Heinrich befand sich daher in einer kritischen Lage, und es war schwer, so viele Hindernisse zu überwinden; denn sein Muth und seine persönliche Tugenden konnten ihn nicht gegen so viele Feinde schützen.

Sein Gegner Mayenne war ein Mann voll Unentschlossenheit in seinen Entwürfen, und immer langsam in der Ausführung. Er ließ den Thron leer, und den Franzosen Zeit, ernsthaft zu überlegen, wem er mit Recht zukomme. Er war der einzige, der
von

von dem furchtbaren Hause der Guise übrig blieb ; denn der älteste Sohn des in Blois ermordeten Anführers der Ligue saß gefangen : man fürchtete trotz seiner Jugend seinen Namen.

Mayenne hatte nicht den politischen Kopf seiner Brüder. Er war nicht dazu gemacht, an der Spitze einer Parthey zu stehen, die einen Thron umwerfen, und dem Staate eine neue Verfassung geben will. Sein behutsamer Ehrgeiz begnügte sich mit der Hoffnung, einst die Krone zu tragen ; aber er that nichts, um sie zu erlangen. Man vermiste in seinen Handlungen jene Kühnheit, die denen Guise so eigen war. Nachlässig, seinen eigenen Vortheil zu verfolgen, war er eben so langsam in seinen Entschlüssen, als er es in der Betrei-

B 2

bung



bung dessen war, was zu seinem Nutzen diente. Seine Trägheit löschte das Feuer seiner Anhänger aus, und vereitelte ihre Entwürfe. Die wichtigsten Papiere blieben Tage lang auf seinem Schreibtische liegen, ohne daß es ihm einfiel, sie zu eröffnen. Umsonst schrien Mutter und Schwester um Rache wegen des ermordeten Sohnes und Bruders zu ihm; er vernachlässigte den Krieg wie andre Dinge, und seine Kenntnisse in der Kriegskunst, die er wirklich besaß, waren ohne Nutzen, weil es ihm an Thätigkeit fehlte.

Man muß indessen nicht etwan seiner Mäßigung, seiner Herzensgüte und Rechtchaffenheit, die Abneigung zuschreiben, die er gegen die Königswürde zu haben schien. Auch die geheimen Intriguen des Spanischen Hofes banden ihm die Hände.



Spanien gedachte Frankreich zu verschlingen; denn Philipp II. hatte das Lustgesicht einer Universalmonarchie noch nicht aus den Augen verlohren, wozu ihm die Heyrathen seiner Vorfahren den Weg bahnen sollten; und er glaubte mit seinen Indianischen Schätzen alle Kronen der Erde kaufen zu können. Er wollte die Franzosen mit ihren eigenen Waffen besiegen, ihre innern Unruhen benutzen, und er betrachtete bereits ihr Land entweder als eine eroberte Provinz, oder als eine Mitgift für seine Tochter Isabelle, die er mit dem Herzog von Guise zu verheyrathen trachtete.

Als Schwager der drey letzten Könige koste er Heinrich leicht zu stürzen. Von der Navarrischen Linie, wovon Heinrich abstammte, hatte Frankreich seit dreihundert Jahren keinen König gehabt, weil sie immer durch die Valois verdrängt wurde. Man betrachtete diese Linie wie aus-



geartet und verlohren, und in dieser Rücksicht erklärte der mächtige Philipp den Thron für erledigt. Allgemeine Freude belebte die Anhänger der Ligue, als sie Philipps Absicht zum Besten des jungen gefangenen Guise erfuhren, dessen Namen ihnen schon um des Großvaters und Vaters willen so theuer war; aber Mayenne zitterte, da er sah, daß die fast allgemeine Stimme auf einen andern als auf ihn fiel, und suchte nun jede Wahl in der Stille zu hindern, um dennoch, durch die fortdaurende Anarchie gedeckt, zu regieren.

Philipp II. unterhielt eine geheime Correspondenz mit dem Papst Gregorius XIV. — Er bewirkte eine Päpstliche Bulle, die furchtbar werden konnte. Kraft dieser Bulle wurden alle Fürsten, Cardinäle, Bischöffe, Kronbediente, und überhaupt alle von der Klerisey, dem Adel
und



und Bürgerstand mit dem Bannstrahl bedroht, die bey der Partbey Heinrichs bleiben würden. — Allein das Parlement von Paris, das jezt nach Tours verlegt war, erklärte diese Bulle mit edler Festigkeit und tiefer Klugheit für nichtig, und ließ sie sogar durch die Hände des Henkers öffentlich zerreißen und verbrennen, nannte den Pabst einen Feind der kirchlichen Ruhe, des Königs und des Vaterlandes, und untersagte sogleich alle Abgaben nach Rom.

Mayenne, der zwar den Zugang zum Throne bewachte, aber ihn nicht ohne die größte Sicherheit selbst zu besteigen wagen wollte, verrennte jedem Mitbuhler den Weg.

Der Schatten eines Königes, der Kardinal Bourbon, starb. — Das Volk, welches diesen Gegenstand aus den Augen



verlohren hatte, verblutete sich durch Bürgerkrieg. — Das Privatinteresse stieg immer höher, und nun hob in diesem Labyrinth der Unordnung die Anarchie, die von den Großen vielfältig gewünscht und befördert wurde, ihr Schlangenhaupt ungescheut empor.

Heinrich stellte inzwischen dem Herzog von Mayenne einen gefährlichen Nebenbuhler in den Weg; — er ließ seinen Neffen, den jungen Guise, aus dem Gefängnis entspringen. — Dieser hatte sogleich seine Anhänger, und hierdurch wurden rechts und links die Verbündeten entzweit, geschwächt, und alle Privatabsichten durchkreuzt.

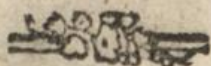
Heinrichs Politik ist, selbst in neuern Zeiten, wo man sie systematisch studiert, beynabe ohne Beispiel. Die Ligue, die alles aufzureiben drohte, wurde auf ein-



einmal in entgegengesetzte Parthenen getheilt, und Heinrich erhielt dadurch gewonnenes Spiel.

Der Herzog von Mayenne, um sein Ansehen zu behaupten, vor dessen Behauptung er gleichwohl selbst, seinem Charakter nach, bebt, nahm denen Sechzehn ihre Gewalt aus den Händen, und befreite durch diese Unvorsichtigkeit Heinrichen von seinen gefährlichsten Feinden.

Alles gieng nun bunt durcheinander. Heinrichs Gegner, von Eifersucht und Mißtrauen erhitzt, sonderten sich voneinander ab, handelten nicht mehr einstimmig, vergaßen, im Laumel wilder Leidenschaften, den Zweck, den sie sich vorgesetzt hatten, stürzten einer den andern, aus Furcht, dieser oder jener mögte sich über den Dritten hinausheben.



Der große H e i n r i c h benutzte diese Verwirrung mit dem Degen in der Hand. Er wollte durch Schlachten den Gordischen Knoten lösen. Sein Muth war unerschütterlich; nur einmahl verlor der unvergleichbare Mann den Kopf, bey der Nachricht von dem Anmarsche des Herzogs von Mayenne. Er zog sich nach Dieppe (*) zurück, seine Freunde zitterten für ihn, und man berathschlagte sich, ob er nicht nach Engelland flüchten sollte. Er hätte sich durch den Rath der Furchtsamen hinreißen lassen, wenn nicht der Marschall Biron seinen gesunkenen Muth gehoben hätte. Nein, sagte dieser, Frankreich in solcher Lage verlassen, und wäre es nur auf vier und zwanzig Stunden, hieße eben so viel, als es nie wieder betreten wollen.

H e i n.

(*) Befestigte Stadt in der Normandie.



Heinrich verschanzte sich in Arques (*), wo es zum blutigen Treffen kam, das ihm alle folgende Siege erleichterte. — Mayenne war, seiner Gewohnheit nach, langsam, sonst hätte er zuverlässig den König über den Haufen geworfen. Er hoffte Heinrich gefangen zu nehmen, und schrieb schon an den Papst und den König von Spanien, (wie weyland Soubise vom großen Friedrich nach Versailles, vor der Schlacht bey Rossbach) der Navarrer würde ihm nicht entgehen können, er müßte sich denn ins Meer stürzen. Die Pariser vermietheten in der Straße St. Denis schon ihre Fenster übertheuer, um den Helden, gefesselt an Händen und Füßen, im Triumph vorbey führen zu sehen, wenn Mayenne als Sieger in die Hauptstadt zurückkehren würde.

Aber

(*) Grafschaft in der Landschaft Artois.



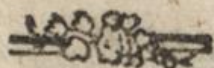
Aber das Glück war auf H e i n r i c h s Seite, wozu seine persönliche Tapferkeit nicht wenig beitrug. Er focht in der Schlacht mit Löwenmuth, wie der gemeinste Soldat. — Er verfolgte seinen Sieg bis zu den Vorstädten von Paris, und begienz nur den Fehler, daß er unvorsichtig genug war, die Belagerung zu geschwind aufzuheben, sonst würde er dem Unheil, zum Besten Frankreichs, früher gesteuert haben, und das war ein Hauptfehler. Alles war in Furcht und Schrecken vor H e i n r i c h s Waffen; einen Schritt weiter, so floß vielleicht kein Blut mehr. — Allein begehen nicht öfter die größten Männer die größten Fehler?

H e i n r i c h suchte den Herzog ins freye Feld zu locken, und ihm da eine zweyte Schlacht zu liefern, deswegen machte er einen verstellten Rückzug. Diese List gerieth. Mayenne, der den König wirklich auf der Flucht glaubte, verfolgte ihn in großer Unord.



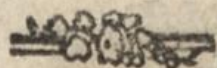
ordnung, als Heinrichs Heer sich auf einmal in der Ebne von Ivry in Schlachordnung stellte. Mayenne wurde gänzlich geschlagen. Aber auch jetzt benutzte Heinrich seinen Sieg nicht, wie er es gekonnt hätte. Er durfte sich nur vor den Thoren von Paris zeigen, so wurden sie ihm geöffnet. Er ließ dem Fanatismus Zeit, die Gemüther wieder gegen ihn aufzubekken, und unternahm die Belagerung, als es zu spät war. Dieses geschah im Jahr 1590.

Die Geistlichen vernichteten auf den Kanzeln durch Strafpredigten den Vortheil gewonnener Schlachten. Das Volk drängte sich in Menge hinzu, und opferte der vorgespiegelten Sache der Religion Gut und Blut auf. Es glaubte seinen Pfaffen, daß ein keizerischer König nichts anders als ein Tyrann seyn könne. Die Soldaten der Ligue ließen sich von ihnen überreden, daß jeder der gegen den Kezer den Tod fände,
ein



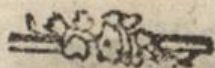
ein wahrer Märtyrer sey, den ewige Belohnung im Himmel erwarte. Heinrich IV. wurde als der Rächer Heinrichs III., dessen Andenken das Volk verfluchte, als ein Feind der Kirche und der Religion geschildert, und seine große Tugenden waren theils noch nicht bekannt, theils wurden sie durch die Beredsamkeit der Priester in einem so falschen Lichte dargestellt, daß sie sich dem Laster näherten. Ueberdieses forderte Heinrich sein Erbtheil mit dem Schwert in der Hand, und tränkte die Felder mit Blut. — War es bey diesen Umständen, und in den damahligen Zeiten des Aberglaubens ein Wunder, daß die Pariser sich scheuten unter dem Zeypter eines Königs zu stehen, von dem sie fürchteten ihrer Gerechtsame beraubt zu werden, auf die sie von je her eifersüchtig waren, und dem sie, seines Glaubens wegen nur Böses zu trauten.

Der



Der Herzog von Seria war damals als außerordentlicher Gesandter des Spanischen Hofes in Paris. Er that nur der Versammlung der Stände öffentlich den Vorschlag, den jungen Herzog von Guise mit der Infantin Isabelle zu vermählen, die er, als Enkelin Heinrichs II., für die einzige rechtmäßige Kronerbin ausgab. Dieses Mittel sollte die entgegen gesetzten Partheyen vereinigen; allein die Eifersucht des Herzogs von Mayenne gegen seinen Neffen, und noch mehr sein Haß gegen die Spanier vereitelte diesen Entwurf. Er hoffte Heinrich würde nicht von den Protestanten abgehen, und wollte deswegen lieber den Thron unbesezt sehen.

Als aber Heinrich anfieng Unterricht in der Catholischen Religion zu nehmen, stuzte der Päpstliche Legat, der mit Spanien unter einer Decke spielte, gewaltig. Er sah alle Folgen voraus, welche der Uebertritt
Hein



Heinrichs zur Römischen Kirche nach sich ziehen würde, und suchte ihnen auf das Kräftigste vorzubeugen, deswegen erklärte er laut, daß alle diese Unternehmungen null und nichtig seyen, und der Päpstliche Stuhl die Befehrung Heinrichs nie als ächt anerkennen würde.

Jeder Vernünftige wird diesen Abfall Heinrichs von der Protestantischen Kirche natürlich für das halten was er war — für einen politischen Streich. — Werden die Fürstentöchter der Protestanten nicht noch in unsern Tagen Griechisch, Catholisch, Englisch &c. wenn es drum zu thun ist, die Gemahlin eines Königs zu werden? — Heinrichs Religions-Veränderung, die durch die priesterliche Einsegnung in Chartres 1594 außer allem Zweifel gesetzt wurde, veränderte die Gesinnungen der Pariser außerordentlich. Der Herzog von Mayenne und der Spanische Anhang behauptete zwar
an.



anfangs: man könne den König nicht für Catholisch halten, bis der Papst ihn dafür erklärt, und ihm die Absolution ertheilt habe. Hierdurch wäre H e i n r i c h s Schicksal in die Hände des heiligen Vaters gespielt worden. Aber als er sein Glaubensbekenntnis öffentlich abgelegt hatte, verlor Mayenne den Muth. Er glaubte sich in Paris nicht mehr sicher, und flüchtete nach Soisson. Die Spanier sahen mit Freuden, daß der Herzog die Hofnung zur Krone aufgab, und der Ligue, den Sechzehn und dem Herzog von Guise war es gleichfalls angenehm, ihn vom Halse zu haben.

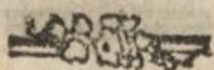
Von nun an trachtete der Gouverneur von Paris, Graf Brissac, der Präsident und der Prevot der Kaufleute, dem König die Hauptstadt zu übergeben, welches ihnen nicht einfiel, so lange Mayenne noch da war, der diesen Schritt mit Klugheit zu hin-



tertreiben, und den neuen Proselyten in der Entfernung zu halten mußte.

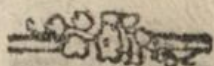
H e i n r i c h schloß nun die Stadt ein, worin man gegen zweymal hundert und zwanzig tausend Menschen zählte. Er sah sich genöthigt, sie auszuhungern, und sie mit allen Gräueln des Krieges heimzusuchen. So weh es auch dem guten, gefühlvollen Herzen des Königs that, so war dieses schreckliche Mittel für ihn doch der nächste Weg zum Throne. Das Volk, das unbeschreiblich litt, und dem der Ehrgeiz der Großen eine fremde Empfindung war, warf einen unversöhnlichen Haß auf alle die, welche es für die Urheber seines Unglücks hielt.

Es fühlte sich von einem Sieger gedrückt, den es grausam und unerbittlich glaubte, und verfluchte den Tyrannen sogar am Fuße des Altars. War das nicht einem



nem Volke, das im Elend schmachtete, zu verzeihen? — einem Volke, das nur die eiserne Last seines Jammers empfand, und nicht zu entscheiden vermogte, auf welcher Seite Recht oder Unrecht lag? —

Vom Frieden durfte niemand reden; denn man berechnete nach dem gegenwärtigen Jammer die Zukunft, und stellte sich noch schlimmere Zeiten vor, wenn es dem Sieger gelingen sollte, der den Parisern ihre Mauern zertrümmerte, und jedes Lebensmittel abschnitt. — Diese waren so rar, daß die Belagerten erst Pferde und Esel schlachteten, und bald Ragen und Mäuse verzehrten. — Zuletzt weideten sie das Gras auf der Erde ab, wie das Vieh, um dem Hungertode zu entgehen. Protestanten und Catholiken hatten das nemliche Schicksal. Ueber sechs Monate hatte diese fürchterliche Belagerung bereits gedauert. Gegen zwanzig tausend Menschen waren



schon dahingestorben, und ihre unbegrabene Leichname zernagten Schlangen und Insekten.

Die Hungernoth, die damals in Paris herrschte; war ohne Beispiel. — Mütter verläugneten die heiligsten Gefühle der Natur — sie sättigten sich mit dem Fleische ihrer Kinder. — Man grub die Knochen der vermoderten Leichen auf den Kirchhöfen aus, zermalmte und machte sie zur Speise. — Die Schweizer, welche die Stadt vertheidigen sollten, plünderten die Häuser der Einwohner. — Mußte nicht in den Augen der Unglücklichen H e i n r i c h als die Quelle all des Elendes erscheinen? —

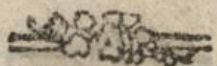
H e i n r i c h s menschenfreundliches Herz wurde bewegt. Er konnte die Noth der Elenden, die er um seiner eigenen Erhaltung,



haltung willen ins Unglück stürzen mußte, nicht mehr ansehen. Er gab daher den Befehl, den Belagerten Lebensmittel zuzuführen.

Diese Großmuth hätte wahrscheinlich zu seinem Vortheil wirken sollen; aber der Starrsinn der sechzehn Viceröyde in Paris, angereizt vom Päpstlichen und Spanischen Hofe, war so unbiegsam, daß sie sogar drey Parlamentsglieder aufknüpfen ließen, weil diese dem Wohl des Vaterlandes den Vorzug vor dem Privathaß gaben, und sich daher den Absichten der Sechzehn widersetzten.

Es war mehrmals die Rede davon, das Salische Gesetz, nach welchem die weibliche Abkömmlinge von der Erbfolge des Throns ausgeschlossen sind, umzustossen, wodurch Spaniens Anmaßungen hät-



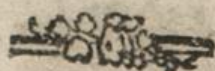
ten rechtfertigt werden können; allein die Parlementer wollten nicht einwilligen, weil es immer eine gefährliche Sache ist, dem Volke sein altes Herkommen mit Gewalt zu entreißen. Man dachte daher im Einfie auf die Wahl eines Königs, dem man unter der Bedingung, daß er die Spanische Infantin heyrathete, die Krone aufsetzen wollte.

Die Prinzessin wurde allen Fürsten des Reiches feilgeboten, und der König von Spanien sollte am Ende seinen Schwiegersohn selbst wählen. Hätte der Spanische Hof gleich den Herzog von Guise genannt, so würde den Feindseligkeiten auf einmal Einhalt geschehen seyn; denn das Volk seufzte unter der Last seines Elendes — der junge Herzog wäre auf der Stelle als
Kö.



König ausgerufen worden, und den so besetzten Thron würde kein Nebenbuhler mehr zu besteigen versucht haben. Die Catholiken beyder Partheyen waren den drückenden Bürgerkrieg müde, und hätten sich wahrscheinlich vereynigt, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen; sie waren ungleich mächtiger als die Protestanten, und hatten Unterstützung aus Spanien und Italien, H e i n r i c h aber niemand auf seiner Seite als die Königin von Engelland und einige Protestantische Fürsten.

Der Uebergang des Königs zur Römischen Kirche that nicht die gehofte Wirkung. Man schrieb ihn der heftigen Neigung zu, die H e i n r i c h gegen die schöne Gabrielle d'Estrees gefaßt hatte, und nur der Papst konnte seine rechtmäßige Verbind-

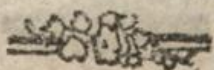


dung trennen, die er schon vor zwanzig Jahren getroffen hatte.

Heinrich war oft in der übelsten Lage. Er hungerte mit seinen Soldaten, wenn sie ohne Sold, ohne Kleidung, ohne Lebensmittel sechten mußten; aber ihr Muth — ihre Liebe zu ihrem Könige überwand jede Beschwerde.

Die Französische Nation verläugnet auch in dem größten Elend ihren Hang zum Scherz und Lachen nicht. Heinrich wußte das wohl, und benutzte es zu seinem Vortheil. Er ließ eine beißende Satyre ausgehen, welche die Versammlung der Ligue in den treffendsten Karrikaturen darstellte. Jede Parthei freute sich, ihre Gegenparthei lächerlich gemacht zu sehen, und wußte nicht, daß ihr dadurch der tödlichste Streich versetzt wurde; denn der

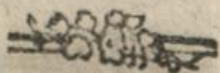
Kd.



König erreichte seinen Zweck, die Gemüther immer noch mehr gegeneinander zu erbittern, und hatte also keine für ihn höchst gefährliche Einigkeit zu befürchten.

Die geheimen Unterhandlungen mit den Gouverneurs der verschiedenen Städte und Festungen vollendeten mehr noch als die Waffen, Heinrichs Triumph. Viele eilten, sich vortheilhafte Capitulationen zu schließen, und forderten ungeheure Summen für ihre Willfährigkeit. Heinrich versprach alles; aber er versprach mehr als er in der Folge zu halten vermogte, ohne daß man ihn deswegen der Undankbarkeit beschuldigen konnte; denn es waren erzwungene Versprechungen.

Das halbe Reich war schon auf seiner Seite, und in seiner bedrängten Lage suchte er sich Anhänger durch Schmeicheleyen zu



erkaufen, weil er keine andere Münze hatte.

Mayenne, aus Furcht er mögte genöthigt werden, mit Heinrichen einen Vergleich einzugehen, hatte sich von Paris wegbegeben, und den Gouverneur Brissac zurückgelassen, den er für seinen besten Freund und einen Mann hielt, auf den er sich verlassen konnte. Aber dieser Freund verrieth ihn, und capitulierte mit dem König.

Brissac wagte unbeschreiblich viel; denn bey dem geringsten Verdacht würde er als ein Opfer der Rache unter den Schwerdtern der Spanier gefallen seyn. Aber er wuste mit so vieler Feinheit, List und Verstellung zu Werke zu gehen, daß weder diese noch die übrigen Verbündeten das mindeste ahnden konnten. Es war für sie ein Donnerschlag, da auf einmahl die
Schaar



Schaaren Heinrichs in der Stadt waren, als wären sie aus der Erde heraufgestiegen.

Es war am 22 März 1594, als sie Morgens um vier Uhr an vier Orten zugleich eindringen. Sie besetzten das Zeughaus, den Palast, die beiden Chatelets, die Thore, die großen Plätze und die Brücke.

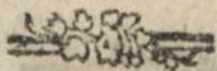
Die Sechzehn waren durch Mayenne aufgehoben worden, weil er eifersüchtig auf ihr Ansehen war, und Bestürzung und Schrecken lähmte den Muth der übrigen von der Ligue. Eine einzige Spanische Wache that Widerstand, sie wurde aber umringt und bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Mittags kam der König. Sein Einzug sah mehr einem friedlichen Triumph gleich, als dem Einmarsch eines Siegers. Er stieg
am



am Louvre vom Pferde, wo er sein Mittagessen bereit fand. Die Kaufäden wurden wieder geöffnet, der Handwerker gieng seinem Gewerbe nach wie zuvor, und jeder verrichtete seine Geschäfte wie im Schoosse des Friedens. Der Cardinal von Pelleré starb für Verdruss, und viele der Bornehmsten von der Ligue verließen freywillig ihr Vaterland, und wollten es lieber mit dem Rücken ansehen als unter Heinrichs Szepter stehen. Der König belohnte alle diejenigen, welche ihm so treulich zu dieser wichtigen Eroberung geholfen hatten; denn nun war er im Besitz der Hauptstadt, und konnte folglich aus dem Mittelpunkt des Reiches den Feind leichter nach den Grenzen zurücktreiben.

Brissac, als die Haupttriebfeder der Einnahme von Paris, wurde zum Marschall von Frankreich ernannt. — Die Uebergabe der übrigen großen Städte erfolgte nun auch



auch bald, da sie das Beispiel der Hauptstadt vor sich hatten. Ihre Gouverneurs und Commandanten wurden jeder, verhältnismäßig mit seinem geleisteten Dienste, belohnt und befördert. — Villars, der Gouverneur von Rouen und Havre de Grace, verlangte zwölfmahlhundert tausend Livres ohne einen Pfennig davon nachlassen zu wollen; überdieses die Stelle als Admiral von Frankreich, und sechzigtausend Livres Gehalt. H e i n r i c h besann sich nicht lange alles zu bewilligen.

Dem Eroberer der Hauptstadt unterwarfen sich nach und nach auch die Provinzen. Vier und dreißig Millionen wurden erfordert, um die Gouverneurs zu gewinnen, und der kluge H e i n r i c h zahlte ohne Murren. Er that noch mehr; er hütete sich, den Herzog von Mayenne aufs äußerste zu treiben. Er gab ihm sogar annehmliche Bedingungen zu einem Vergleich
an

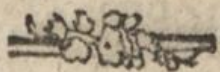


an die Hand, und die stärksten Beweise von Mäßigkeit und Gnade.

Heinrich fühlte, daß sein Gegner, der schon auf der ersten Stufe des Thrones gestanden hatte, nicht zurücktreten, und sich in einen Vergleich einlassen konnte, zumahl im Angesichte der Catholiken, und da er Meister der Spanischen, Savonschen und Päpstlichen Macht war. Der König legte ihm daher mit großer Klugheit nichts in den Weg, wartete einen gelegnern Zeitpunkt ab, und dieser seine politische Streich gelang vollkommen.

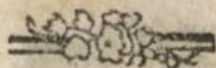
Der neue Monarch zeigte nicht weniger die tiefften Einsichten in die Regierungskunst, indem er allen Rechten des Eroberers entsagte, und mit der Milde eines Vaters regierte. Um die Monarchie desto dauerhafter zu gründen, stellte er das Parlament in seinem ganzen Glanz wieder her.

Die



Die Gesetze waren vorthellhaft für ihn gewesen, und er schützte sie aus Dankbarkeit. Das Parlament tratt mehr als jemahls auf die Seite des Königs, und seine moralische Gewalt erreichte dadurch den höchsten Gipfel. Alle Edicte und Verordnungen vom Jahr 1588 an, welche dem königlichen Ansehen nachtheilig waren, wurden für ungiltig erklärt, und jenes in der Folge sehr ausgedehnt. Nie war ein König in der ersten Ausübung der obersten Gewalt glücklicher, als H e i n r i c h, der sich ihrer so lange beraubt gesehen hatte; denn er wählte die sichersten Mittel das Zutrauen der Nation zu gewinnen.

Auch selbst den Aberglauben hütete er sich zu beleidigen. Verschiedene Klöster und Geistliche weigerten sich die gewöhnliche Kirchengebete für den König zu verrichten. Als man es ihm hinterbrachte, so antwortete



tete er: man muß sie geben lassen, sie sind noch böse.

Es war nothwendig, daß sich H e i n r i c h mit dem Römischen Hofe aussöhnte, um alles Vergangene auszulöschen. Er hielt deswegen bey dem Papst C l e m e n s VIII. um die Absolution an. Seine Abgesandten wurden von Erstaunen und Verdruß durchdrungen, da sie bey dieser Ceremonie die Ruthe, als ein Zeichen öffentlicher Reue erblickten, und das Miserere hörten, welches vor der Hinrichtung eines Missethäters abgesungen zu werden pflegt. Aber hier mußte der Fanatismus mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden, man mußte ihn blenden, hintergehen, um die öffentliche Ruhe herzustellen; denn es kam auf eine Krone an.

H e i n r i c h lachte dieser abgeschmackten Formalitäten, seine große Seele siegte über



über die Strenge des unerbittlichen Schicksals, und diese glückliche Unterwürfigkeit befestigte seinen Thron.

Der Herzog von Mayenne durfte nun, da der König die Absolution vom Pabst erhalten hatte, sich nicht mehr scheuen, mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Die schöne Gabriele, die nichts geringers im Schilde führte, als Königin zu werden, war die Vermittlerin. Der Herzog erhielt drey Städte, unter denen Soissons und Chalon-sur Saone waren, und Heinrich trieb seine Großmuth so weit, daß er sich anbeischig machte, alle Schulden des Herzogs von Mayenne zu bezahlen, welche dieser sowohl innerhalb als außerhalb des Reichs gemacht hatte, um die Kriegskosten gegen den König zu bestreiten. Wir wollen diese Handlung nicht bloß der Großmuth, oder einer gutherzigen Schwäche Heinrichs zuschreiben; seine ungedultige Begierde, je

D

eher

10



eher je lieber den Saamen der Parthenen-
sucht auszurotten, hatte auch ihren Antheil
daran.

Es wurde nun eine General-Amnestie
außerufen, und ihr Inhalt buchstäblich er-
füllt. Die Milde des Siegers erhöhte den
Werth seiner Klugheit und Tapferkeit un-
endlich, und eroberte ihm das kostbarste
Kleinod eines Regenten — die Liebe seiner
Untertanen.



Alle Provinzen hatten sich jetzt ihrem rechtmäßigen Könige unterworfen, die Ruhe kehrte, nach so vielen schrecklichen Stürmen in die Arme des Friedens zurück, und Frankreich hob sein Haupt unter dem sanften Szepter Heinrichs wieder empor.

Aber Priesterbosheit brütete Bubenstücke im Finstern aus, und der König, dem die Schwerdter seiner Feinde nicht erlegen konnten, sollte durch Meuchelmord fallen. (*)

308

(*) Schon zu der Zeit der Unruhen, und



Johann Chatel, ein Schüler der Jesuiten, verwundete den Monarchen mit einem Messer, aber der Streich mißlang, und die Wunde war nicht gefährlich. Im Verhör gestand er, daß er durch die Grundsätze, welche ihm die Jesuiten eingeßöhet, zu der abscheulichen That wäre verleitet worden. Man hätte kein tauglicheres Subject zur Ausführung derselben finden können, als diesen fanatischen Menschen, der sich einen Märtyrer glaubte, den Himmel über sich geöfnet sah, und unter den
 hef.

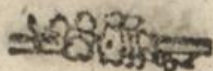
ehe Heinrich zur Römischen Kirche übergegangen war, trachtete Barriere dem Könige nach dem Leben. Damals, wo alles in Gährung war, ließ sich erklären; aber jetzt, da er sogar die Absolution des Papstes hatte, war der Vorgang unglaublich.



heftigsten Schmerzen der Folter fühllos und reuelos blieb.

Das Parlement ließ den Chatel vertheilen. Sein Vater wurde des Landes verwiesen, und sein Haus geschleift. Es erklärte die Jesuiten für verderbliche Verföhler der Jugend, für Feinde des Königs und des Staates, und gebot ihnen, das Reich zu räumen.

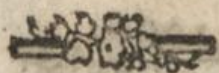
Dieser Orden, der viel Gutes für die Wissenschaften gestiftet, aber unendlich mehr Böses in Reichen und Ländern angerichtet hat, stand unmittelbar unter dem Römischen Hofe, der ihn nach seinen Absichten leitete und brauchte. Er hatte in seinem Schoosse Menschen erzogen, die eben so fanatisch, eben so ehrgeizig, aber einschmeichlender und arglistiger waren, als die Beschüzer der Ligue, und er schien sich ein



eigenes System gebaut zu haben, das allen denen gefährlich war, die nicht zu seiner Fahne schwören wollten.

Den Vater Enignard, bey dem man aufrührische Schriften gefunden hatte, ließ das Parlament trotz seines schwarzen Rockes ohne Barmherzigkeit aufhängen. Solche Gerechtigkeit und Strenge zeugte von einem Senat, der vornehmlich die Sicherheit des Thrones vor Augen hatte, und mit der äußersten Wachsamkeit in die Zukunft sah.

Spanien unterhielt in Frankreich noch immer den verlöschenden Loth des Auf-
rührs, und wartete nur auf Gelegenheit,
ihn wieder anzufachen. Heinrich fün-
digte auf einmahl den Spaniern den Krieg
an, und riß dadurch dem verschlagenen
Philip p II. die Larve vom Gesicht, den
er nun als den Feind von Frankreich dar-
stellte,



stellte, da er bis jetzt nur für einen Feind Heinrichs von Bourbon angesehen seyn wollte. Ein Meisterstück von wahrer Politik! — Philipp wurde durch die Französischen Waffen gedemüthiget, ein gefährlicher, ränkevoller, übermüthiger Nachbar geschwächt, und die Französischen Großen zum Gehorsam zurück gebracht.

Heinrich schlug 1595 die Spanier bey Fontaine gänzlich in die Flucht. Er selbst scheute die größte Gefahr nicht, und man sah an diesem blutigen Tage, was ein kriegerischer Fürst durch sein Beispiel an der Spitze seines Heeres vermag. Er hatte sich so tief ins Schlachtgetümmel gewagt, daß er selbst an seine Schwester schrieb: Es fehlte wenig, so wäret ihr meine Erbin geworden.

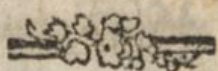
Indessen waren dennoch noch manche Misvergnügte von der Ligue übrig, denen



der König entweder ihre Forderungen nicht zugestehen konnte oder wollte. Das waren immer noch nagenbe Insekten am Staate, und Haß und Verzweiflung brachte sie dahin, heimlich sich Spanien verbindlich zu machen.

Unter diesen war der Obriste Rosne, ein erfahrener, trefflicher Officier. Die Ligue hatte ihm den Marschallstab gegeben; der König weigerte sich, ihn in dieser Würde zu bestätigen, mehr aus Laune, als aus Gründen. Launen sollten nie die Handlungen der Fürsten leiten; sie schaden ihnen mehr als Zorn und Rachsucht — Schwachheiten, die ihnen angemessen sind.

Heinrich hatte andre diesem Manne vorgezogen, die weit unter ihm waren. — Rosne gieng nach Flandern, und that dort alles was er konnte,
 sich



sich an seinem gekrönten Beleidiger zu rächen.

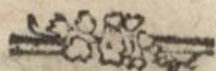
Amiens (*) wurde von den Spaniern auf die Veranlassung dieses Kosne über-
rumpelt. Heinrich kam eben ermüdet
vom Bal, als man ihm diese unerwartete
Nachricht brachte. — Fort, rief er mit Un-
erschrockenheit aus, das war lange genug
den König von Frankreich gespielt, es ist
Zeit, daß der König von Navarra wieder
auftrete.

Der feine Epikuräer ward im Augen-
blick zum rauhen Hannibal umgeschaffen;
er marschirte auf Amiens los, und nahm
es den Spaniern mit Verlust wieder
hinweg.

D 5

Man

(*) Hauptstadt in der Picardie.



Man sieht hieraus, daß die Bürgerlichen Kriege den Muth einer Nation eher heben, als niederdrücken. Die vormahls gegen den König Verbündete suchten nun ihren Ruhm darin, seine und die Ehre des Staates mit ihrem Blute zu retten, und kämpften wie die Löwen. Selbst der Herzog von Mayenne zeichnete sich durch unermüdete Tapferkeit, unter den Befehlen eines Monarchen aus; den er kurz vorher vom Throne zu stoßen sich bestrebte. (*)

Das Parlament nahm Theil an diesem Kriege, legte sich selbst Schatzung zu Bestreitung.

(*) Wir haben in dem gegenwärtigen Kriege der Schweden mit Rußland ein ähnliches Beyspiel, wo die verurtheilten Officiere ihre Verbrechen mit Blut abgewaschen haben.



streitung der Kosten auf, ehe es noch deswegen angegangen wurde. Das Volk gab ohne Murren seine Abgaben, und jeder Bürger und Unterthan hielt es für eine Ehre dazu beizutragen. — Die Nation fühlte sich stark, und der nehmliche Eifer befeuerte sie jetzt zur Vaterlandsliebe, der sie ehemals zum Aufruhr reizte.

Das Glück und die Tapferkeit der Franzosen, bewegte die gedemüthigten Spanier Friede zu machen. Er wurde am 3ten May 1598 zu Dervins geschlossen. Der Hauptartikel war, daß beyde Kronen sich wechselseitig die, seit dem Vertrag zu Chateau-Cambresis, der im Jahr 1559 statt fand, gemachten Eroberungen zurückgeben sollten.

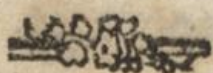
Man muß sich oft über die sonderbare Charaktermischung der Könige wundern. Philipp hatte ganz Europa in Flammen gesetzt, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen;
er



er hatte Millionen angewendet, diesen Krieg zu führen, und nun gab er schimpflich Städte und Festungen zurück, welche die Schlüssel zu Frankreich waren.

Philip p starb einige Monate nachher, und Europa hatte sich des Verlustes eines Monarchen zu freuen, der bis jetzt seine Geisel gewesen war. Vertraut mit jeder Tyranney, — falsch nach Grundsätzen — kaltblütig wenn er die unmenschlichsten Grausamkeiten ausübte — übermüthig — herrschsüchtig — fanatisch bis zum Ekel — das ist das Bild eines Königs, der schriftlich von seiner eigenen Hand hinterließ, daß er dem Staate achthundert Millionen an mißlungene Plane verschwendet habe, um seine ehrfüchtigen Leidenschaften zu befriedigen. — Nur die Eroberung von Portugal war ihm gelungen.

Hein.



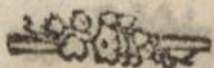
Heinrich, im Herzen noch immer Protestant, durfte zwar aus Politik nach seiner Thronbesteigung nicht als ein solcher erscheinen; aber er ließ zum Vorthail derer, die ihm mit ihrem Blute die Krone erworben hatten, das bekannte Edikt von Nantes ergehen, wodurch er jedem Ausrubr, jeder Spaltung in seinen Staaten vorkam. Väterlich sorgte er auf diese Weise für die Freyheit der Gewissen der Menschen, die Gott nach verschiedener Weise anbeten, deren Verehrung ihm aber gleich angenehm ist, wenn sie aus reinem Herzen fließt. — Die Vaterlandsliebe gewann dadurch außerordentlich; denn die Religion — welche sie auch sey — wirkt unbeschreiblich auf den Karakter der Menschen; Christ oder Jude, Türke oder Heyde — keiner wird ein guter Patriot, ein guter Staatsbürger seyn, wenn er nichts glaubt.

Man kann sich leicht denken, wie aufgebracht die Catholische Geistlichkeit über die-



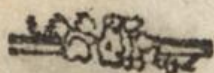
dieses Edikt war, das sich gleichwohl auf mehrere vorhergehene Versicherungen gründete. — Das Privat-Interesse der Cleriken litt, weil sie nicht überall die heiligen Hände im Spiel haben konnte; aber die Weisheit des Gesetzgebers trogte der Tücke der Pfafferey, und Eintracht und Friede war die Folge dieser Verordnung. — Ludwig XIV. hob sie auf, und Frankreich bedauert noch bis zum heutigen Tage den Verlust seiner besten Bürger, die zu Tausenden davon zogen, und Reichthümer, Industrie und Gewerbe in fremde Länder brachten, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden.

Noch immer erforderte Heinrichs Lage einen Heinrich IV., wenn er sich erhalten wollte. Eine Nation, die so lange ohne Beherrscher gewesen war, konnte sich so schnell nicht wieder an den Gehorsam gewöhnen, und der Geist der Factionen war noch



noch nicht ganz ausgerottet. Die Geistlichkeit schützte die Religion vor, die Großen glaubten sich an ihren Rechten und Freiheiten gekränkt, wünschten die Zeiten der Ligue zurück, und das Volk schloß sich bald an jene, bald an diese an. Das Haus Oesterreich nährte den Geist des Aufbruchs in Frankreich, und gedachte seinen Vortheil dabey zu finden.

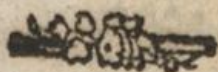
Der Herzog von Biron ließ sich verleiten, sich in eine Meuterey einzulassen, die ihm das Leben kostete. Der Graf von Auvergne war derjenige, welcher zuerst die Fahne des Aufbruchs pflanzte, und Biron sollte der Ausführer seyn. — Man behauptete, er habe den Gouverneur einer Festung bestochen, eine Kanone gerade auf den Platz zu richten, wo Biron den König hinführen wollte. Er läugnete dieses schändliche Vorhaben in allen Verhören, ob er sich gleich gegen die übrigen Vorwürfe nicht verthei.



theidigen konnte. — Daß er strafbar war, beweist der Spruch des Parlements, das ihn einstimmig zum Tode verurtheilte.

Birons Verwandte gedachten den König dadurch zu gewinnen, wenn sie ihm die Schande vorstellten, die auf die Familie zurückfallen würde, wenn der Herzog unter Henkershänden sterben sollte. Heinrich aber antwortete: Dergleichen Strafen können den Familien kein Nachtheil bringen, denn er selbst schäme sich nicht von den Armagnacs und dem Grafen von St. Paul abzustammen, welche ihr Leben auf dem Blutgerüste verlohren hätten.

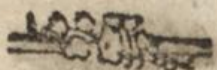
Biron wurde in der Bastille heimlich enthauptet, weil man seinerwegen einen Aufruhr befürchtete. Kaltblütig hatte er dem Tod in Schlachten ins Auge gesehen, aber jetzt zitterte er, als er das Schwert
des



des Scharfrichters erblickte. Seine Furcht gränzte an Verzweiflung.

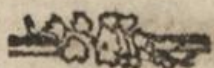
Obgleich das Parlament, das aus hundert und fünfzig Personen bestand, das Urtheil gesprochen hatte, so wurde doch Biron's verdiente Hinrichtung als eine grausame Handlung ausgeschrien. Der Adel besonders ward darüber aufgebracht, denn seit langer Zeit war keinem Vornehmen der Kopf vor die Füße gelegt worden, und sprengte aus, um die Gemüther des Volks zu erbittern, Biron habe vorzüglich zu Heinrich's Thronbesteigung beigetragen, und ein schimpflicher Tod sey jetzt sein Lohn.

Der König hatte der Sicherheit des Staates dieses Opfer gebracht; wer aber kann den unvorsichtigen Schritt entschuldigen, daß er die verbannten Jesuiten zurückrief? — Die Ursachen ihrer Verbannung waren bekannt; allein der Römische Hof,
E dem



dem dadurch sein mächtigster Einfluß entging, mußte der Sache eine andere Wendung zu geben, und Heinrich war schwach genug, sich von seinen Schmeichelern beirathen, und im Jahr 1603 ein Edikt ausgeben zu lassen, dem zu Folge dieser Orden in Frankreich wieder hergestellt wurde. Vielleicht war es mehr Furcht als Nachgiebigkeit — vielleicht — denn auch der größte Mann leidet an der Eigenliebe — nahmen ihn die Lobeserhebungen ein, mit denen das heimtückische Volk der Jesuiten seine Siege und seine Milde herausstrichen, und die ihnen so gewöhnliche Demuth, die nichts als verlarvter Stolz verkappter Herrschsucht war.

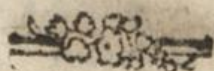
Das Parlament stellte dem König vor, daß dieser Orden nach Urtheil und Recht mit seiner eigenen Genehmigung aus dem Königreiche verwiesen worden, und daß diese Verweisung zu seiner und der Sicherheit des Staates



Staates höchst nöthig gewesen seye. —
H e i n r i c h fühlte das Gewicht der ihm
vorgelegten Gründe, aber er antwortete
seufzend: Ich muß jetzt aus zwey Dingen
das eine wählen; das heißt, ich muß sie
annehmen und ihre schönen Versicherun-
gen auf die Probe stellen, oder sie ganz
verstoßen; im letzten Falle ist kein Zwei-
fel, daß sie mir nach dem Leben stehen,
und ich würde mich immer fürchten müs-
sen, vergiftet oder vielmehr ermordet zu
werden, denn diese Leute haben überall
ihren Anhang. (*)

Der Orden der Jesuiten verband mit
der feinsten Klugheit die scheinheiligste De-
muth, aber auch eben so viel Impertinenz,
E 2 wenn

(*) G. Memoires de Sully, T. II, Ch.
30.



wenn es sein Vortheil nothwendig machte. Er war mit Gift und Dolch gleich vertraut, und kein Monarch durfte es wagen, eine Menschenklasse zu beleidigen, die mit Religion und Eid ihr Spiel trieb, und sich immer hinter ihre Reservationes mentales versteckte.

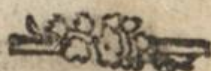
Eine Hauptbedingung bey der Zurückberufung der Jesuiten war, daß immer einer von ihnen um den König seyn sollte, der mit seiner Person für die Handlungen der ganzen Gesellschaft haften müsse. Sie ließen sich diese demüthigende Klausel gefallen, und benutzten sie zu ihrem Vortheil. Sie bemühten sich, das Vertrauen des Monarchen auf alle mögliche Weise zu gewinnen, und bald wurden sie seine Beichtväter; ihr Credit stieg auf den höchsten Gipfel.

Hein.



Heinrich lieb sein Ohr nur zu oft den glatten schmeichlerischen Reden des schlauen Pater Cotton. Der König hatte Augenblicke, wo er schwach genug war, der Unverschämtheit das zu gewähren, was er dem Verdienst versagte, und hierdurch nahm das Mißvergnügen auf allen Seiten zu. Das Volk murrte über die Auflagen, deren Verwendung ihm unbekannt war, die Geistlichkeit beschwerte sich, daß nur Kindern, Weibern und Hugenoten Gnaden erwiesen würden, und der Adel glaubte sich an seinen Vorrechten gekränkt. Selbst die Officiere, die den Adel unter den Waffen mit ihrem Blute erworben hatten, wurden zurückgesetzt, und ihnen Edelleute von Geburt, oder die den Adel gekauft hatten, vorgezogen.

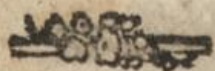
Heinrich wurde daher laut der Undankbarkeit beschuldigt. Das enge Vertrauen, womit er den Jesuiten zugethan war,



war, und die ausgezeichnete Achtung, mit welcher er seinen ehemaligen Feinden begegnete, that ihm in den Herzen derer, die für ihn ihr Leben gewagt hatten, großen Schaden, und sie sagten von ihm: er könne nur denen Gutes thun, die ihm nach dem Leben und nach der Krone gestrebt hätten.

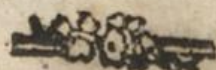
Die Großen des Reichs waren noch heftiger aufgebracht. Sie beschuldigten ihn des Despotismus, der Neuerungsucht, und daß es die Absicht habe, die Regierungsform ganz umzuwerfen. Diese Beschwerden waren hauptsächlich daher gekommen, weil Sully ihnen ihre Einkünfte geschnitten hatte, die auch zum Theil wieder zurückgegeben werden mußten, um sie zu besänftigen.

Auf der andern Seite ward Heinrich von den Protestanten mit Forderungen belästet.



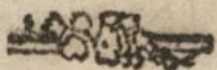
läßt, die er aus Furcht vor dem Papst nicht gewähren konnte. Er hielt sie also mit leeren Versprechungen und Vertröstungen hin, that für sie was die Gerechtigkeit forderte, aber nicht das, was er aus Dankbarkeit hätte thun sollen.





Heinrichs Hauptfehler, der oft seine übrigen großen Eigenschaften verdunkelte, war seine unmäßige Neigung zum weiblichen Geschlecht. Er gieng oft diesem Hang in den unanständigsten Verkleidungen nach, als Köhler, als Bauer &c. und wagte sein Leben, um seine unordentliche Leidenschaft zu befriedigen. Weder die Unschuld noch das Ehebett waren ihm heilig; er bot alle Künste der Verführung auf, um seinen Zweck zu erreichen.

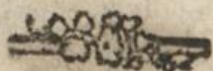
Wenn er verklebt war, so war er der Slave des geliebten Gegenstandes. Er hat.



hatte der Gabrielle d'Estrees die Ehe versprochen, und er war im Begriff, sie zur Königin zu machen, als sie starb. Von seiner rechtmäßigen Gemahlin Margarethe von Valois lebte er schon längst getrennt, und erlangte auch endlich die wirkliche Scheidung von Rom. Er verheyrathete sich in der Folge mit Maria von Medicis, ohne jedoch seine Maitressen aufzugeben.

Nach vielen andern Abentheuern verliebte er sich heftig in Henriette d'Entragues, die Tochter einer Maitresse Karls IX., und versprach ihr die Ehe schriftlich. Als das erste Feuer abgeköhlt war, sah Heinrich seine Thorheit und die Folgen, die sie nach sich ziehen würde, ein, und forderte sein Papier zurück. Henriettens Vater, der die Sache ganz ernstlich genommen hatte, weigerte sich lange, und suchte die Rückgabe durch hundert Ausflüchte zu verzögern, aber es half nichts, das Papier,

E 5 worauf



worauf man Glück und Größe gebaut hatte, mußte dem König im Beysehn mehrerer Zeugen zurückgegeben werden. Man hatte die Vorsicht gehabt, es in einem eisernen Kasten verwahrt an dem Fuß eines Baums zu vergraben.

Der Ehrgeiz der Familie Entragues war hierdurch tief gekränkt, und der Vater sann auf Rache: Er schmiedete den verwegenen Plan, den Sohn, den die Marquisin von Verneuil vom König hatte, statt des Dauphins auf den Thron zu setzen. Er bediente sich hierzu der Reize seiner jüngsten Tochter, in welche Heinrich auch verliebt geworden war, um ihn in eine Falle zu locken, wo sein Leben in Gefahr kam.

Das Mädchen dachte aber zu edel, und hatte Muth genug den Liebhaber dem Vater aufzuopfern, und ließ den König von der Gefahr benachrichtigen. Er stand von
der



der geheimen Zusammenkunft ab, und ent-
gieng seinem Verderben.

Der Graf von Entragues müßte un-
sinnig gewesen seyn, eine solche außerordent-
liche Verschwörung zu unternehmen, wenn
er nicht Rückhalt gehabt hätte. Er hatte
die Spanier und eine große Menge Mitver-
schwörner auf seiner Seite. Die Spanischen
Truppen waren bereit in Champagne ein-
zufallen. Man rechnete überdieses auf eine
Diversiön des Herzogs von Savoyen in
Provence; der Connetable von Montmo-
rency verschanzte sich in Languedoc, und
die mißvergnügten Großen des Reiches er-
warteten den Augenblick mit Sehnsucht, wo
sie sich für die Marquisin und ihren Sohn
erklären konnten. Die Verschwornen hatten
sodann den Plan, das Reich unter sich zu
theilen, und ihm die Verfassung Deutsch-
lands zu geben.

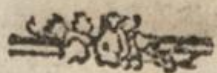
Über



Aber der Zeitpunkt zur Ausführung eines solchen Vorhabens war vorüber. Ein zerbrochener Ring in der Kette zerrüttete die ganze Maschene. Heinrich überlieferte die Verbündeten seinem Parlament, das die Rechte der Krone mit so strengem Eifer erhielt, und sie gegen die Anfälle der Großen schützte.

Die Grafen von Entragues und Auvergne wurden zum Tode, und die Marquise von Verneuil zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Aber einige Thränen erweicheten den verliebten Monarchen. Er kassirte den Parlementspruch, und begnadigte alle. Nur die geringere Mitschuldige mußten für die andern büßen; sie wurden hingerichtet.

Heinrich hatte bald alles vergessen, und gieng wieder auf neue Abenteuer aus. Seine Augen hefteten sich unter andern auf die Reize der Catharine von Rohan. Diese
aber



aber antwortete ihm auf seine Anträge
Sire, ich bin zu arm um ihre Frau, und
von zu gutem Hause um ihre Majestät
zu werden.

Die Protestanten, die den König zur
Römischen Kirche hatten übergehen sehen,
fürchteten, daß die nehmliche Politik ihn
verleiten könnte, mit dem Papst und Spa-
nien gemeinschaftliche Sache zu machen,
um sie zu unterdrücken, und daß früh oder
spät nach Heinrichs Tod eine der bey-
den Religionen die Oberhand gewinnen
würde.

Sie wählten daher den Herzog von
Bouillon zu ihrem Oberhaupt, der durch sei-
nen Eifer und seine Verbindungen mit aus-
wärtigen Fürsten, die Catholiken in ihren
Grenzen halten konnte. Man dürfte ein-
wenden, ihre Furcht seye unnöthig gewesen;
aber die Erinnerung der blutigen Verfol-
gun-



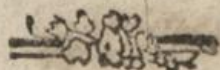
gungen, die sie erlitten hatten, rechtfertigt ihre Besorgnisse. Sie wollten dem Edikt von Nantes eine dauerhafte und unerschütterliche Grundfeste bauen.

Heinrich, der ihre Vorkehrungen wohl wußte, wurde darüber aufgebracht, und um sich zu rächen, wollte er den Herzog demüthigen. Er nöthigte ihn, ihm Sedan (*) abzutreten. Er war freylich so gütig ihm die Stadt wieder zurückzugeben, und wollte nur dadurch seinem ehemaligen Allirten zeigen, daß es in seiner Macht stünde, sie zum Gehorsam zu bringen, sobald er nur wolle, wenn es ihnen einfallen sollte, ihm solchen zu versagen.

Der Herzog von Savoyen war im Besitz von Saluzzo (*). Der König begehrte die
Zu

(*) Befestigte Stadt in Champagne. Sie hat gute Tuchfabriken.

(*) Marggrasthum in Italien.



Zurückgabe, die der Herzog unter mancher-
ley Vorwand verweigerte. Die Geschick-
lichkeit in den Unterhandlungen, und H e i n-
r i c h s große Kunst, den rechten Zeitpunkt
abzuwarten, bewirkten, daß der Herzog Bres-
cia (*) und die Landschaft Bugey (**)
dagegen an den König abtratt. Dieser Tausch
war sehr vortheilhaft für Frankreich.

Er erneuerte das alte Bündnis mit
den Schweizern, das für beyde Nationen
von gleich großem Nutzen war, und wodurch
Italiens Ruhe gesichert wurde.

Er vermittelte die bekannten Streitig-
keiten zwischen P a u l V. und den Venetia-
nern, und erwarb sich großen Ruhm, die
Bey-

(*) Französische Provinz welche (**) die
Landschaft Bugen mit begreift.



Beylegung einer so verworrenen Sache durch seine klugen Unterhandlungen bezweckt zu haben.

Unsterblich aber wird sein Name durch die Befreyung der Holländer vom Spanischen Joch. Man kann ihn als den Stifter dieser Republic betrachten, indem er mit ausgezeichneter politischen Kunst zwischen Spanien und Holland einen zwölfjährigen Waffenstillstand erzielte, wodurch die vereinigten Staaten Zeit gewannen, ihre Unabhängigkeit zu befestigen.

Die Grausamkeiten, welche der Herzog von Alba ausübte, brachten endlich die Niederländer zur höchsten Verzweiflung. Seit vierzig Jahren kämpften sie gegen das eiserne Joch, das ihnen die Spanier auflegen wollten. Diese Tyrannen erschöpften vergeblich ihre Kräfte und ihre Schatzkammern. Alle Reichthümer Indiens reichten nicht hin ein Volk zu unterdrücken, welches,
ent-



entflammt vom unbezwinglichen Gefühl der Freiheit, das so oft Wunder thut, Gut, Blut und Leben willig hingab, um wenigstens seine Enkel von den Sklavenketten einer übermüthigen Nation zu befreien. — Die Prinzen von O r a n i e n — deren Asche die Verehrung der größten Heiligen verdient, fachten den Muth der Niederländer an, der im Sinken war — und Spanien wurde zum Nachgeben gezwungen. Diese Prinzen thaten durch ihr Beispiel, durch ihre unerschütterliche Anhänglichkeit mehr, als eine Armee von 50,000 Mann hätte thun können.

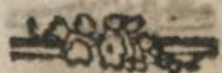
Philip p III., König in Spanien, weigerte sich immer noch, mit den Niederländischen Provinzen, die das Joch abgeschüttelt hatten, als mit einem freien Staate in Unterhandlungen zu treten. Heinrichs edelmüthige Festigkeit konnte es nur dahin bringen, daß sie für unabhängig



erklärt wurden. Der Sohn ihres Unterdrückers war unbiegsam wie sein Vater Philipp II., aber die Standhaftigkeit dieses gereizten Volkes überwand alles, und Freiheit ward sein Lohn.

Wir haben schon oben der Schwäche Heinrichs gegen das weibliche Geschlecht gedacht, die einzige, die man dem großen Manne vorwerfen konnte. Im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters war er noch verliebt wie im zwanzigsten. Am Tage besorgte er die Angelegenheiten des Staates, und war Schiedsrichter in Europa; in der Nacht schwärmte er auf Bällen und in den Straßen von Paris herum um Abenteuer zu suchen. Seine Tafel mußte gut besetzt seyn, und Schauspiele waren sein liebster Zeitvertreib, wenn die Liebe ihn gesättigt hatte.

Sein



Sein Hang zum Spiel verbreitete in-
dessen mehr als alles dieses Schatten über
seinen Karakter, und — er war ein böser
Spieler. Freigebig in seinen übrigen Hand-
lungen, und geizig im Spiel, wenn er ge-
wonnen hatte — großer Unternehmungen in
Feldschlachten fähig, und furchtsom, wenn
es darauf ankam, eine große Summe im
Spiel zu gewinnen oder zu verlieren —
standhaft in den größten Widerwärtigkeiten,
und mürrisch, voll übler Laune, wenn er
beim Spiel im Verlust war. — Sonderbar,
daß die Menschen so oft, wenn man sie von
einer Stelle auf die andere verrückt, sich
nicht mehr gleichen. (*) — Er sagte von sich
selbst:

(*) Ludwig XV. war eben so geizig im
Spiel. — Bey einer Gelegenheit
fiel ihm ein Louisd'or vom Tische.
Die Pagen mußten mit Lichtern her-



selbst: ist es ein Wunder, daß ich,
der ich im Feldlager aufgewachsen bin,
lasterhaft ward?

Er erneuerte oft den Vorsatz, Herr
über seine Schwächen zu werden; aber die
größte

bey, und Seine Majestät gaben sich
unbeschreibliche Mühe, den Louisd'or
wiederzufinden. — Gleich drauf ließ
ein Hofkavalier, der die Ehre hatte
mit dem geizigen Monarchen zu spie-
len, eine ganze Hand voll Goldstücke
mit Vorsatz fallen. Ludwig, der
nicht glaubte, daß sein Kammerherr
uninteressirter seyn könne als er,
wollte wieder Lichter haben. Nein,
sagte der Hofmann, nein Sire, das
wird nach dem Spiel ein Spaß
für die Pagen seyn.



größte unter allen ist folgende. Man sieht hieraus, wie wenig er seine Leidenschaften zu bemeistern wußte, so sehr er selbst überzeugt war, daß sie ihm und dem Staate nachtheilig werden könnten.

Er sah auf einem Bal die Tochter des Herzogs Heinrichs von Montmorency, welcher Pair und Connetable von Frankreich war. — Von dem ersten Augenblick an ward er wie verrückt. — Bassompierre freyte um die Hand der jungen Schönen. — Heinrich vertraute diesem seine Liebe und bat ihn um alles in der Welt, seine Heyrathsabsichten aufzugeben, und versprach ihm, ihn schadlos zu halten.

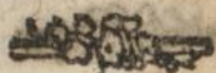
Bassompierre dachte niedrig genug, den Handel einzugehen — und der Sieger bey Fontaine fiel ihm mit kindischen Thränen um den Hals.



Bassompierre wurde bloß aus Furcht entfernt, weil Heinrich glaubte, er würde ein zu scharfsichtiger Ehemann werden. Der Prinz von Conde, der kaum das Jünglingsalter zurückgelegt hatte, schien ihm schicklicher zu seinem Plan. — Die Heirath mit diesem Prinzen war zu vortheilhaft, als daß Montmorency sie hätte ausschlagen sollen. Conde heirathete das ausblühende Mädchen. Aber bald bemerkte er die Absichten des Königs, der täglich mehr Aufmerksamkeit und Höflichkeit mit Freigebigkeit verband, und dachte auf Mittel, dem Unheil vorzubeugen.

Die liebenswürdige Conde, eben so unerfahren und unschuldig als schön, war weit entfernt, die Liebe des Königs zu ahnden. Ihr Gemahl führte sie nach Chantilly, wo sie den Glanz des Hofes bey dem Anschauen der einfachen ländlichen Natur, die den gewünschten Eindruck auf ihr gefühlvolles Herz machte, bald vergaß.

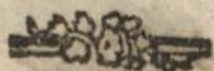
Hein.



Heinrich war außer sich, als er die Entfernung seines geliebten Gegenstandes erfuhr. Er nahm wieder seine Zuflucht zu unschicklichen Verkleidungen. Nur von zweyen seiner Vertrauten begleitet, ritt er oft nach Chantilly, um sie einen Augenblick zu sehen, und kehrte in der dunklen Nacht mit verhängtem Zügel nach Paris zurück. Den Hofleuten mußte dieses Schauspiel lächerlich fallen, einen König mit greisem Bart einem Kinde von sechzehn Jahren nachjagen zu sehen.

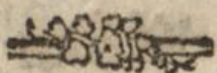
Endlich wurde Conde auch diese Vorschritte des Monarchen gewahr, und brach seine Frau nach dem Schloß Verneul auf den Gränzen von der Picardie, wo sie wohl bewacht wurde.

Der König, dessen Leidenschaft hierdurch nur noch mehr entflammt wurde, mußte eine benachbarte Dame zu bestechen, die der



jungen Prinzessin oft Feste gab. Heinrich erschien verkleidet, aber seine Ungedult entdeckte bald das Geheimniß, und der Prinz von Conde fand für gut, seine Gemahlin nach Flandern zu bringen.

Bei dieser Nachricht ward Heinrich so von Zorn und Liebe erschüttert, daß er sich nicht mehr zu bemeistern fähig war; er klagte — er drohte. — Es war Nacht. Er ließ alle Menschen aufwecken, versammelte seinen Staatsrath, als wenn das Vaterland in der äußersten Gefahr wäre. Er verlangte Sullys Rath; dieser aber entschuldigte sich ihn zu ertheilen, indem seine Geisteskräfte durch die Störung aus dem Schlafe nicht in Ordnung seyen. — Der König schickte reitende Boten nach, die Flüchtlinge einzuholen, und schwur List und Gewalt anzuwenden, um sie wieder in seine Hände zu bekommen. Er gieng so weit, den Spaniern mit Krieg zu drohen,
wenn



wenn sie ihm die Prinzessin von Conde, als eine Prinzessin von Geblüt, nicht ausliefern würden. — Der kaltblütige Sully hatte die größte Mühe, die Leidenschaft des aufgebrachtten Monarchen zu mäßigen, deren Folgen äußerst verderblich werden konnten.

Es scheint, daß die Prinzessin, wenn sie gleich den König nicht liebte, doch kalt gegen ihren Gemahl war. Heinrich hatte nichts verabsäumt, das Herz der sechzehnjährigen Frau zu vergiften, und ihre junge Seele mit Eitelkeit anzufüllen. Er trug sogar ein Turnier. Wams, worauf sein Schiffer mit dem der Prinzessin verschlungen zu sehen war.

Mit der größten Hitze forderte er den Prinzen unter dem Vorwand zurück, weil er der erste Prinz von Geblüt sey, und also ohne ausdrückliche Königliche Erlaubnis das Reich nicht habe verlassen dürfen.



Der Prinzessin wurde in den Unterhandlungen gar nicht gedacht, ob sie gleich die Hauptursache war, welcherhalben *H e i n r i c h* bereit war, die Fackel der Zwietracht anzuzünden.

Die Spanier hoften Vorthail aus diesen Mißheiligkeiten zu ziehen, zogen die Unterhandlungen in die Länge, und freuten sich der Schwäche des Monarchen.

Nachdem er tausend Entwürfe gemacht hatte, den Gegenstand seiner Begierde zu besitzen, wovon immer einer unausführbarer war als der andre, so verfiel er auf den unseeligen Gedanken der Entführung. Unter seinen Höflingen fanden sich schlechte Leute genug, die ihm die Hände zu diesem schändlichen Unternehmen boten.

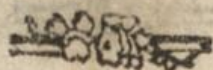
Er glaubte nun alle Hindernisse besiegt zu haben, und sagte schon öffentlich: diesen
Tag



Tag — diese Stunde, werdet ihr die Prinzessin von Conde hier sehen. — Der Anschlag schlug fehl, und die Prinzessin kam nicht.

Er wurde fast rasend, und zog ein furchtbares Heer zusammen, um den Spaniern zu drohen. Ueberall erscholl das Geschrey eines blutigen Krieges, und — das um die Prinzessin in seine Gewalt zu bekommen. Staatsabsichten mochten wohl mitwirken, aber hauptsächlich war doch die Liebe Heinrichs die Triebfeder dieser raschen Handlung, denn er sagte oft selbst: diese Leute bringen mich zur Verzweiflung.

Er war schon seit verschiedenen Monaten tiefsinnig, aufgebracht ungeduldig, und sein Aerger gieng öfter in drohende Worte über. Sein Zorn hatte alle Merkmale einer gereizten Leidenschaft. Seine Truppen setzten sich in Marsch, um einen Prinzen
von



von Geblüte in seiner Freystätte zu überfallen, wo er seine Gemahlin hingeflüchtet hatte, um sie vor den ehebrecherischen Nachstellungen eines verliebten Königs zu sichern.

Die Ruhe der Spanier ist unerklärbar, mit welcher sie die Franzosen in ihr Gebiet einrücken sahen. Ganz Europa wurde darüber aufmerksam, und tausend verschiedene Meinungen erhitzen die Gemüther.

Zur nehmlichen Zeit sollte die Krönung der Königin vor sich gehen, weil sie in der Abwesenheit des Königs die Regierung übernehmen mußte. Diese Ceremonie wurde für nöthig erachtet, um ihr Ansehen dadurch fester zu gründen. Sie selbst konnte kaum den Augenblick dazu erwarten, und brachte H e i n r i c h e n, der obnehin von schwarzen Gedanken gemartert wurde, so auf, daß er abndungsvoll ausrief: ich werde in dieser Stadt sterben, und nicht herauskommen. . .

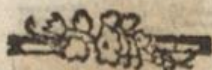
Ver.



Verwünschte Seyerlichkeit, du wirst die Ursache meines Todes seyn!

Während den Kriegsrüstungen wurde viel von Meuteren und heimlichen Anschlägen gegen den König gesprochen. Jeder, der mit seinen Einsichten in die Zukunft zu blicken glaubte, weissagte böse Folgen. Dieser, um nichts angespannene Krieg — die Krönung der Königin — die bevorstehende Abwesenheit des Monarchen — die nahe Regierungsveränderung — alles dieses machte unbeschreibliche Eindrücke auf die Einwohner von Paris.

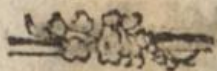
Der Leibarzt des Königes beschäftigte sich, Gegengifte zu bereiten, weil man jeden Augenblick befürchten mußte, er würde auf diese Weise aus dem Wege geräumt werden; denn im Grunde war H e i n r i c h von seinen Hofleuten weder geschätzt, noch geliebt. Sie trachteten ihn lächerlich zu
ma



machen, und der Mangel an Achtung für den Regenten ist immer gefährlich. — Die Königin klagte laut über die Untreue ihres Gemahls, und ihr Vertrauter, Florentin Concini, suchte, mit Hülfe seiner listigen Frau den Saamen des Mißtrauens in dem Herzen der Monarchin immer mehr auszustreuen. Die Zwietracht zwischen den gekrönten Ehleuten war aufs höchste gestiegen, und so allgemein bekannt, daß Heinrich von den Vertrauten seiner Gemahlin sagte: diese Ausländer haben es dahin gebracht, daß meine Frau sich nichts mehr zu essen getraut, wenn es von mir kömmt.

Heinrich sagte: wenn ich todt bin, wird man mir erst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und meinen Werth erkennen. Seine Prophezeiung wurde unter der folgenden Regierung erfüllt.

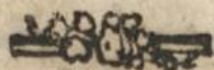
Den



Den Tag nach der Krönung der Königin, am 14 May 1610. Nachmittags um 4 Uhr, wollte der König seinen Freund Sully besuchen, um bey diesem Trost für seine gekränkte Seele zu schöpfen. Der Herzog von Epernon saß ihm zur Rechten im Wagen, auf der einen Seite des Schlages Lavardin und Roquelaur, auf der andern der Herzog von Montbazon und der Marquis de la Force, auf dem hintern Sitz sein Oberstallmeister Liancourt und der Marquis von Mirabeau.

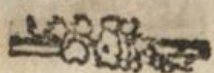
Als die Kutsche in die Straße de la Ferronnerie kam, die zu der Zeit noch sehr eng war, ward sie durch Weinfuhren aufgehalten. Die Bedienten, welche an den Schlägen des Wagens hätten stehen bleiben sollen, stiegen ab und schlugen einen Seitenweg ein.

Der



Der Königsmörder Kavaillac, zu bekannt in der Geschichte der Bösewichter, als daß man etwas mehr als seine ruchlose That von ihm erzählen sollte, war Heinrich mit dem Dolch in der Tasche, und der Verrätheren im Herzen, schon acht Tage nachgeschlichen, und auch heute hatt' er den Monarchen nicht aus dem Auge gelassen. Als er den Aufenthalt durch die Fuhren gewahr wurde, kieg er auf das vordere Rad des Wagens, auf der Seite wo Epernon saß. Der König hatte die rechte Hand auf Montbazons Schulter liegen, und den linken Arm um Evermons Hals geschlungen. In dieser Lage gab der Mörder ihm zwey Dolchstiche. Der erste war unbedeutend; aber der zweyte zerschnitt ihm eine Pulsader — und der große Mann starb.

Sonderbar, daß keiner der Herrn, die bey dem ermordeten König saßen, die That gesehen haben wollte. Der Mörder blieb mit



mit dem blutigen Dolch in der Hand ruhig stehen, und ließ sich gefangen nehmen. Sechs Männer mit dem Degen in der Faust drohten den Unglücklichen niederzumachen, aber sie verlohren sich bald unter der Menge, und der ausgeblutete Leichnam wurde nach der Residenz zurückgebracht.

Wenn auch Fanatismus Theil an diesem Meuchelmord hatte, so bleibt gleichwohl die Königin stark im Verdacht, mitgewirkt zu haben, und die Verhöre des Ravallac sind so versümmelt, daß man deutlich sieht, man habe seine Aussagen nur so niedergeschrieben, wie sie den Absichten einer herrschsüchtigen Frau angemessen waren.

Um 4 Uhr war Heinrich ermordet worden, und um 6 Uhr schon ließ sie sich als Regentin erklären. — Als sie aus ihrem Cabinet kam, sagte sie zu dem Kanzler Sillery mit erborgtem Schmerz: der Kö-
G nig



nig ist todt! — Der Kanzler antwortete kalt: Eure Majestät verzeihen, in Frankreich stirbt kein König.

Das Landvolk besonders war tief gebeugt über den Verlust eines Königes, der mehr sein Vater als sein Beherrscher war. Er sagte eines Tages: wenn mich Gott noch einige Zeit leben läßt, so will ich es dahin bringen, daß kein Bauer in meinem Reiche seyn soll, der so arm wäre, nicht ein Subn in seinem Topfe zu kochen.

Dieses Lob der Enkel ist mehr werth, als die Bildsäule, die man seinem Andenken in neuern Zeiten errichtete.

Obgleich die Großen des Hofes nicht die Betrübniß der ärmern Volksklasse theilten, so träufelten doch die dankbaren Thränen der geretteten Unglücklichen auf sein Grab, und der Ausdruck eines Französischen



ſchen Dichters iſt unſtreitig ſeine größte
Lobrede.

Seul roi de qui le pauvre ait gardé la mémoire.

(Der einzige König, deſſen der Arme ſich
erinnert.)

Der Herzog von Epemon, der ganz
auf der Seite der Königin bieng, wendete
alles an, ihr die Regentſchaft zuzuwenden.
Der Prinz von Conde hatte im Grunde
näheres Recht zur Vormundſchaft; aber was
vermögen Intriguen nicht, wenn ſie eine
Frau ausbrütet!

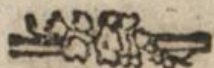
Den Tag nach Heinrichs Ermör-
dung wurde ſchon Gericht über Ravailles
gehalten. Seine Hinrichtung war langſam
und fürchterlich; aber wozu dient das? —
Damiens, der eben ſowohl auf Anſtiftung
oder aus Fanatismus Ludwig XV. er-



morden wollte, stürzte sich nicht an dieses Beispiel.

Die halbe Welt bedauerte den Verlust eines Monarchen, der sich die Achtung aller Nationen erworben hatte. Sein Tod zog indessen keine wichtigen Folgen nach sich. Die Fortsetzung des Krieges mit Spanien hatte nicht statt, und der Prinz von Conde, der sich mit seiner Frau ausgesöhnt hatte, kam nach Frankreich zurück. Conde hatte wohl bemerkt, daß, ohngeachtet des Unterschiedes von Jahren, seiner Gemahlin die Bewerbungen des Königs — dennoch nicht gleichgiltig waren, und hierdurch entstand der Zwist unter ihnen.

Hierzu kam noch eine andre Geschichte, die ihrer Sonderbarkeit wegen bemerkt zu werden verdient. Einige Höflinge gedachten ihren Vortheil dabey zu finden, wenn sie die beyden Häuser Montmorency und Conde
ent-



entzweyen könnten. Der Prinz von Conde beschwerte sich hauptsächlich über eine Vorstellung, die dem verstorbenen König unter dem Nahmen des Connetable Montmorency eingereicht worden war, in welcher der Prinz beschuldigt wurde, seiner Gemahlin so übel zu begegnen, daß man sogar für ihr Leben besorgt seyn müsse. — Der Connetable fiel dem Prinzen mit diesen Worten um den Hals: man hat mich hintergangen: mein Sekretär hat mir ein Papier statt des andern vorgelegt; denn, auf Edelmanns Wort, ich kann weder lesen noch schreiben.

So groß und edel Heinrich war, so sehr befleckten unwürdige Leybenschaften seinen Nachruhm. Er — der gute — geliebte König war dennoch fähig, einem armen Bauern um eines Hasen — um eines Gelbhundes wegen, seine Freyheit zu rauben. — Er bezahlte mit dem Gelde des Staates sei-



seine Buhlerinnen, und Sully war nicht selten darüber in Verlegenheit. Birons Tod, den er hätte retten können und sollen — der ehemals sein Freund und Kriegscamarad war — seine Leidenschaft zum Spiel, die oft die Würde eines Königs verletzte — die Verfolgung des Prinzen von Conde, die eben so ungerecht als thörlig war — seine Strenge gegen die Jagdfrevler — (er war der erste der sie auf die Galeeren verdammt) — Undankbarkeit gegen manche seiner ehemaligen Freunde und treuen Diener — neue Auflagen, die er noch kurz vor seinem Tode veranstalten wollte, ob sie gleich unnöthig waren — — das sind die Flecken, die den großen Heinrich verdunkeln, wenn man nicht bedenken will, daß Könige, wenn sie auch die trefflichsten Menschen sind, wie andre ehrliche Leute ihre Mängel haben: man bemerkt nur ihre Fehler mehr, weil so viele tausend Augen auf sie gerichtet sind, und ihre Recensenten würden an

ih-



ihrer Stelle vielleicht noch tabelnswürdiger
handeln.



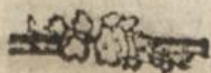


Sully hatte zu viel Einfluß auf Heinrichs Regierung, als daß man ihn nur im Vorbegehen gemeint haben sollte. Der vertraute Freund eines so großen Königes — der eben so weise, als uneigennützigte Wiederhersteller und Verwalter eines zerrütteten Staates konnte dem Griffel der Geschichte nicht entgehen, der ihn unter denen Namen der größten Männer verewigt hat.

Wäre Heinrich III. in seinem acht und dreißigten Jahr nicht ermordet worden, so würde Sully nicht geworden seyn, was er war — der Mann nemlich, dem kein Talent — dem keine Tugend fehlte. Was
wür.

würde der Staat unter der schändlichen Regierung feiler Günstlinge gewesen seyn? Wenn Heinrich IV in der Folge nicht seinen Sully gegen die Verfolgungen seines eigenen Staatsrath geschützt hätte, so würde nie wieder Ordnung in den Gang der Geschäfte gekommen seyn, und die Französische Monarchie fiel zusammen, wie ein Gebäude, dem man das Fundament ausgegräbt. — Zu allem wählt die allweise Vorsehung den rechten Zeitpunkt, und die murrende Ungedult der Menschen verrückt ihn nicht um den tausendsten Theil einer Minute.

Sully fand den Zustand der Finanzen in der fürchterlichsten Unordnung. Die Staatsschulden beliefen sich auf hundert Millionen, und dennoch belagerten die Großen den Thron, und machten ungeheure Forderungen. — Sully machte die trefflichsten Anstalten, verbannte alle unnöthige Ausgaben, und hatte die Freude, nach zehn Jahren die Krone ohne Schulden, und die Schatz-

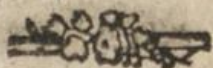


kammer mit Millionen gefüllt zu sehen, deren er jährlich einige zurücklegte.

Das Volk war äußerst belastet. Um diesem Druck des nährenden Standes abzu-
helfen, mußten auch die Edelleute, und die,
welche es zu seyn glaubten, zu den allgemei-
nen Lasten beytragen. Der Menschenfreund
Cully zog die Erhaltung eines ganzen
Volkes dem persönlichen Haß jener Men-
schenklasse vor, und hielt mit dem höchsten
Rechte die Erleichterung des großen Hau-
fens für das Glück der Nation.

Der Ackerbau kam wieder zum Flor,
und er setzte ihm den Luxus nach, der durch
allzubäufige Manufacturen erzeugt wird,
wodurch Einzelne reich werden, der Staat
aber im Grunde mehr verliert als gewinnt.

Dem ohngeachtet war er gegen den
Handel nicht gleichgültig. Er suchte ihm em-
por



por zu helfen wo er konnte; er verband durch Canäle bey Briare (*) die beyden Flüsse Loire und Seine, und entwarf den Plan, der erst lang nach ihm ausgeführt wurde, die zwey Meere zu vereinigen.

Sully war Kriegskeld, Politiker und Staatsminister, und hatte Muth genug, die bittersten Wahrheiten bis zu den Ohren seines Monarchen zu bringen, dessen Freund er war. Oft stand er in Gefahr, wenn die leidige Hofkabale gegen ihn anrückte; aber die Liebe, die Treue gegen seinen königlichen Freund, und der Eifer, die Ehre dieses Freundes in jedem Falle zu retten, machten ihn unerschütterlich.

Heinrich IV. hatte einen großen Hang zur Verschwendung, zumahl wenn es
auf

(*) Kleine Stadt an der Loire.



auf die Befriedigung seines Vergnügens ankam. Sully bestritt mit allen seinen Kräften diese, einem Regenten so schädliche Neigung. Sein König war lebhaft — heftig und leicht aufzubringen. Sully stellte ihm kalteblütige Vernunft entgegen, und wußte Heinrich's brausenden Karakter zur rechten Zeit zu mildern.

Der große Heinrich hatte zum Theil seinem Freunde seine Größe zu verdanken. Ordnung in den Finanzen — Ordnung in Staatsgeschäften, war der Augenpunkt, nach dem Sully die ganze Maschine zu bewegen suchte. — Er wußte genau was die Regien und Verpachtungen ertrugen, und suchte durch Sparsamkeit die Auflagen zu mindern.

Er suchte, und das mit Recht, die Ausländer von den Staatsämtern zu verdrängen — er wollte, daß das Ansehen des



des Parlamentes erhalten würde, das ganz auf der Seite des Königs war — er trachtete darnach, die Jesuiten und ihren Einfluß zu vermindern — den Großen des Reiches die wichtigsten Stellen zu versperren — die Protestanten in Ruhe zu lassen, und den Krieg mit diesen Höfen zu vermeiden — und endlich die Verträge mit auswärtigen Mächten pünktlich zu erfüllen. — Gegen die Verbindung mit Spanien stritt er heftig, weil diese Krone ihre eingebildeten Ansprüche auf die Französische immer noch im Busen trug.

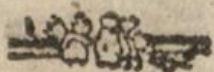
Alles das geschah nicht. — Ein Ausländer, der Marschall d'Ancre und seine Frau hatten zu viel Gewalt über die Königin. Dieser Mann hatte nie einem Feldzuge beigewohnt, und gleichwohl das Herz zu sagen: ich will doch sehn wie weit



weit ein Privatmann sein Glück treiben
kann! (*)

(*) Der folgende Band soll den Auszug
aus denen Memoires de Sully liefern.





Wir wollen hier noch einiger Thatfachen aus Heinrichs Leben erwähnen. — Paris wurde durch ihn was es jetzt ist. — Er verschönerte diese Hauptstadt durch prächtige Gebäude — und beförderte die Bequemlichkeit durch herrliche Brücken — die Schifffahrt kam in Aufnahme, und in Canada, die erste Colonie, die Frankreich in Amerika hatte, blühte der auswärtige Handel auf. — Schade, daß Heinrich zu wenig für die Wissenschaften sorgte, weil sein eigener Geist der Natur ohne Bearbeitung entschlüpft war.

Er

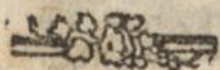


Er war reich an witzigen Einfällen. — Der Gärtner zu Fontainebleau beklagte sich über den schlechten Boden, weil ohnerachtet aller Arbeit, die er dran wendete, doch nichts recht fortkomme. Das machte, ver setzte der König, weil ihr die rechte Saamengattung nicht zu wählen wißt; Sæet Gascognier, die kommen überall fort.

Als Chartres (*) sich ergeben mußte, hielt der Magistrat eine lange Unrede an den Monarchen, die ihn endlich ungeduldig machte. Der Redner drückte sich mit denen schmeiche rischen Worten aus: die Stadt unterwerfe sich dem König den göttlichen und weltlichen Gesetzen gemäß. — Heinrich gab seinem Pferde die Sporen und sagte: fügt auch noch hinzu: nach dem Canonischen Rechte.

Wdh.

(*) Hauptstadt der Landschaft Beauce.



Mehrere Bauern aus Bearn (*) kamen nach Paris, um Heinrichen zu sehen, der ehedessen mit ihnen als Kind barfuß und bloßköpfig gespielt hatte.

Die guten Leute hatten keinen Begriff von dem Glanze eines königlichen Hofes, und den König freute das Erstaunen der Bauern. Der eine brachte ihm Früchte, der andere Käse, und ihre Treuherzigkeit war wie ehemals. Einer von ihnen wurde durch die Wache zurückgestoßen, als er sich zum König drängen wollte, der eben vorüber

H

ber

(*) Landschaft in Gasconne.



ber gieng, und machte allerley Gesichter, um erkannt zu werden. Der König that nicht als wenn er ihn bemerkte, ließ ihn aber nahter in sein Kabinet rufen, und frug ihn: Seyd ihr froh mich hier zu sehen?

Der Bauer antwortete mit ländlicher Freymüthigkeit: Ja! aber das ärgert mich nur, daß ihr, wie mirs vorkömmt, ein wenig stolz geworden seyd, seitdem wir uns getrennt haben.

Heinrich sah selbst ein, daß sein Hang zum weiblichen Geschlecht zu weit gieng. — Marie von Medicis gab ein



ein Ballet, in welchem fünfzehn der schönsten Damen des Hofes tanzten. Der Päpstliche Nuntius saß neben dem König. Mein Herr Nuntius, sagte Heinrich, ich habe nie eine schönere Schwadron gesehen als diese; aber auch keine furchtbarere.

Das schmeichelhafteste Lob in seinem ganzen Leben erhielt Heinrich vom Herzog von Crillon. — Der König lehnte seinen Arm auf die Schulter dieses Generals im Angesichte des ganzen Hofes und der fremden Gesandten, und rief mit



Wärme aus: Das ist der größte Feldherr
in der welt! — Crillon antwortete mit
Lebhaftigkeit: Sire, sie lägen, sie
sinds!



Anekdoten

großer und kleiner

Männer und Weiber.

Des dritten Bandes 2te Abtheilung.

S i t t e n
einzelner wilder Nationen.

(Fortsetzung.)

© 1111 H

eingeliefert von der Bibliothek

(Bibliothek)



Neuseeland.

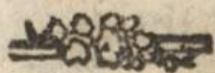
Die Einwohner von Neuseeland machen mit denen von O-Tahiti einen auffallenden Contrast. Diese so gutmüthig und sanft, jene so grausam und wild, scheinen sie Geschöpfe zweyerley Gattung zu seyn. Das Klima kann keinen Antheil an dieser außerordentlichen Verschiedenheit haben; denn beyde Nationen wohnen unter einem Him-



melsstrich. Es muß also ihre Nahrung und ihre Lage und die derselben angemessene Erziehung die Ursache seyn. Die Tahiter leben meistens von Früchten und Wurzeln, die Neuseeländer nähren sich sogar mit dem Fleisch ihrer überwundenen Feinde. — Die Tahiter haben keine gefährliche Waffen, und brauchen folglich keine kriegerische Erziehung; die Neuseeländer aber sind in beständiger Gefahr, von den angränzenden Insulanern überfallen zu werden: sie üben sich daher schon von ihrer ersten Jugend an in den Waffen, und das macht rauh.

Cook fand diese Insel auf seiner ersten Reise in die südliche Hemisphäre, und nannte sie Neuseeland wegen der besondern Aehnlichkeit ihrer Lage mit dem Europäischen Seeland.

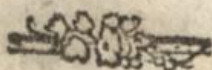
Das Land hat reizende Gegenden, und ist sehr fruchtbar. Die Einwohner sind,
ohn-



obnerachtet ihrer Grausamkeit gastfren, und gerathen nur dann in Wuth, wenn sie gereizt werden. Ein Beweis des letztern ist folgende traurige Geschichte.

Capitain Clerke, der unter Cook das zweyte Schiff, die Adventure, commandierte, lag in Charlottensand vor Anker. Er ließ die Gezelte am Strande aufschlagen, die Kranken ans Land bringen, die Schmiede fertig, und alle Anstalten zur Ausbesserung des beschädigten Schiffes, und Herstellung der vielen Kranken machen.

Die Indianer kamen mit den freundlichsten Gesinnungen, verkauften den Europäern Fische und Lebensmittel in Menge, und betrogen sich sehr ordentlich. Sie kamen haufenweise an Bord um ihre Neugier zu befriedigen; besonders aber reizten die Instrumente des Astronomen, der in ihrer Gegenwart einige Beobachtungen an-



gestellt hatte, ihre Aufmerksamkeit, und setzte den, allen Wilden so eignen Gang zum Stehlen in Bewegung. (*)

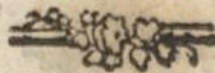
In

(*) Ich erinnere mich hier einer Erzählung des Herrn von Adelsheim, der sich schon lange in Quebec niedergelassen, eine ansehnliche Plantage dort erheyrathet hat, und dessen Bekanntschaft ich, bey seiner Anwesenheit in Deutschland zu machen das Vergnügen gehabt habe. — Auf meine Frage: ob sie nicht oft von den Indianern beunruhigt würden: antwortete er mir: Nein! wir leben in guter Eintracht mit ihnen; allein man muß verschiedene Maaßregeln befolgen, um mit diesen Leuten fertig zu werden. Vorserste dürfen wir die Thüren unserer Vorrathshäuser nicht verschließen. Sie halten diese Vorsicht für Mistrauen, werden dadurch erbittert, brechen ein und



In der Nacht kam eine Parthei der Indianer, und raubte alles aus dem Zelte des

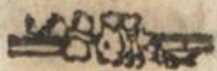
und rauben alles was ihnen ansteht. Finden sie ein Faß mit Brandwein, so trinken Männer — Weiber und Kinder so lange bis sie sinnlos unter dem Faß liegen bleiben. — Lassen wir aber unsere Thüren unverschlossen, so rühren sie nicht das Geringste an, und bestrafen den ohne Barmherzigkeit am Leben, der sich gelassen ließ etwas zu entwenden. — Das Einzige was wir uns gefallen lassen müssen ist: daß sie, wenn es ihnen an Lebensmitteln gebricht, zur Nachtzeit in unsere Felder einfallen, und so viel Mais abmähen als sie nöthig haben; das übrige lassen sie stehen. Sie sagen dann, ihr habt Ueberfluß und wir Mangel, es ist billig, daß ihr uns von eurem Ueberfluß gebt



des Astronomen, was sie nur fortbringen konnten. Die Diebe giengen dabei so leise zu Werke, daß selbst die Schildwache sie nicht einmal gewahr wurde. — Am folgenden Morgen wollte der Astronom seine Beobachtungen fortsetzen, vermißte aber seine Instrumente, und gerieth darüber mit der Schildwache in einen heftigen Wortwechsel, die er des Diebstahls beschuldigte, weil es ihm nicht einfallen konnte, daß ein anderer ohne Mitwissen der Schildwache den Raub begangen habe.

Wäh.

gebt. — Wir hätten uns wohl ihnen hierüber das Mindeste in den Weg zu legen; denn wir würden sonst unsers Lebens nicht sicher seyn. — — Liegt denn wirklich in diesen Grundsätzen eines Wilden, den keine Gesetze binden, so viel Ungerechtes?



Während dem Wortwechsel sahen sie einen Indianer aus dem Zelte kriechen. Die Schildwache ergriff die Büchse, schoß nach ihm und verwundete ihn. Dem ohngeachtet bemühte sich der blutende Wilde den Wald zu erreichen, und die übrigen, die noch in der Nähe waren, ergriffen, erschrocken über den Knall, die Flucht nach dem Gehölze mit unbeschreiblicher Bedendigkeit, und vergaßen ihr Canot, das sie, beladen mit den gestohlenen Sachen, auf's Trockene gebracht hatten, wieder in See zu lassen, wodurch der Astronom hoch erfreut wurde.

Aber die Insulaner sannten auf Rache, und einige Tage nachher gelang es ihnen, sie zu befriedigen.

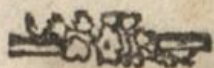
Das große Boot wurde mit sieben Matrosen unter dem Commando des Hochbotsmannes nach der Grassbucht abgesendet, um wilden Sellerie und andre Kräuter



ter zu sammeln, weil das Schiff zur Abfahrt fertig vor Anker lag, und alle übrige Nothwendigkeiten an Bord gebracht worden waren.

Wie es Nacht ward, und das Boot noch nicht zurück kam, wurden der Schiffshauptmann mit seinen Officiereu unruhig, und besorgten mit Recht, eine Verrätheren von Seiten der Wilden. Bey Anbruch des Tages, ließ der Capitain das lange Boot aussetzen, und doppelt bemannen. Er versorgte sie mit Kriegsvorrath im Ueberfluß — mit Doppelhacken und Lebensmitteln auf drey Tage.

So ausgerüstet giengen sie des Morgens um neun Uhr von Bord, segelten nach der östlichen Bay, hielten sich immer dicht am Ufer, und untersuchten alle Anfuhrten, um das ausgebliebene Boot zu finden; aber vergeblich. Sie fanden nichts,
und

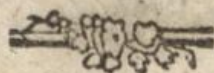


und liefen Mittags in eine kleine Bucht ein, um sich auszuraften, und ihre Mahlzeit zu bereiten. Indem sie damit beschäftigt waren, wurden sie am jenseitigen Ufer einen Trupp Indianer gewahr, der sehr lebhaft und eifrig zu seyn schien. Sie entsagten dem Mittagessen, und ruderten auf die Wilden los. Bei ihrer Annäherung ergriffen die Indianer eiligst die Flucht. Die Europäer verfolgten sie bis zu einem kleinen Dorfe, (*) das sie aber leer fanden.

3

In.

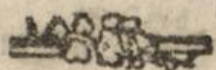
(*) Die Neuseeländer wohnen in Dörfern zusammen, und nicht wie die Tahiter Familienweise in einsamen zerstreuten Hütten. Die Besorgnis eines Ueberfalls macht das gesellschaftliche Leben bei jenen nothwendig; diese wandeln, jeder nach seinem Geschmack, in Patriarchischer Ruhe dahin.



Indem sie die Hütten durchsuchten, kamen die Wilden zurück, und schienen die Absicht zu haben, sich ihnen zu widersetzen. Einige Geschenke die man ihren Häuptern reichte, befriedigte sie. Sie folgten gleichwohl den Europäern auf dem Fuße nach, als sie sich nach ihrem Boote zurückzogen, und einige warfen mit Steinen.

Die Europäer hielten nun Mittag und feuerten bisweilen ihre Doppelhacken ab, um dadurch dem verlohrnen Boot ein Zeichen zu geben, wenn sie die Mannschaft etwann hören könnte, und setzten nach dem Essen ihre Untersuchungen weiter fort.

Des Nachmittags um fünf Uhr kamen sie in eine kleine Bay, wo sie ein großes doppeltes Canot erblickten, das ein Haufe Indianer auf den Strand zu ziehen bemüht war. Sie eilten so sehr sie konnten, mit ihnen zugleich zu kommen; aber die Wilden flohen



flohen, und das erweckte bey den Europäern Verdacht. Sie stiegen an Land und untersuchten das Canot.

Das erste was sie hier fanden, war der Steuerstock des Bootes und ein Paar zusammengebundene Schuhe. Weiter auf dem Strande erblickten sie verschiedene Körbe ihrer Leute, und sahen einen ihrer Hunde ein Stück gebratenes Fleisch fressen, das sie bey näherer Untersuchung für Menschenfleisch hielten. In dem einen Korbe fanden sie eine Hand, die sie für die Linke des Thomas Hill erkannten, weil die Buchstaben T. H. drin geätzt waren.

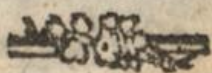
Nun durften sie nicht länger an dem Unglück ihrer Kamraden zweifeln. Sie verfolgten die Kanibalen so weit sie konnten; aber sie waren nicht so glücklich, auch nur einen von ihnen zu erhaschen. Sie giengen daher nach dem Strande zurück, vernichte-



ten das Canot, und setzten ihre Untersuchungen weiter fort.

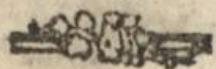
Des Abends um halb sieben Uhr langten sie in der Grasbucht an. Eine große Menge Indianer war auf dem Strande versammelt, und sechs bis sieben Canots trieben auf den Wellen herum. Sie hielten auf's Ufer zu, und als die Wilden sie ansichtig wurden, zogen sich diese nach einem kleinen Hügel, dicht an der Wasserseite zurück. — Der Lieutenant traute ihrem Rückzuge nicht, und stand im Zweifel, ob er Furcht oder die Absicht zum Grunde habe, ihn in einen Hinterhalt zu locken? — Er ließ deswegen, um nicht überrumpelt zu werden, dicht am Ufer hinsteuern und die Hacken auswerfen, so daß die Wilden zwar mit dem Gewehr erreicht werden konnten, man aber doch sicher vor ihrer Verrätheren war.

In dieser Stellung fiengen die Europäer an zu feuern, zielten gut und schossen so viele nie.



nieder, als sie mit ihren Gewehren erreichen konnten. Es dauerte lange, ehe die Indianer zum Weichen gebracht wurden; aber endlich, nachdem ihrer eine gute Menge getödtet und verwundet waren, zerstreuten sie sich in der größten Unordnung. Der Lieutenant benutzte ihre Bestürzung, sprang mit seiner Mannschaft ans Land, und verfolgte die Flüchtlinge.

Aber welch ein schauderhafter — entsetzlicher Anblick für einen gesitteten Europäer! — Sie waren kaum eine kleine Strecke von der Seeseite vorgerückt, als ihnen das fürchterlichste Schauspiel in die Augen fiel. — Die Köpfe, die Herzen, Lebern und Zungen von dreien oder vierten ihrer Landsleute rösteten am Feuer. Sechs Schritte davon lag das übrige Eingeweide zerrissen und zerstreut auf der Erde. Sie fanden hier verschiedene Hände und Beine, die schon zerfleischt waren, einige schon gebraten,



andere noch roh, von den übrigen Theilen der Körper aber nichts; die hatten die grausamen Menschenfresser entweder verschleppt oder schon aufgezehrt.

Der Lieutenant bemerkte ihrer einen starken Haufen in einer Entfernung von zwey Englischen Meilen auf einer Anhöhe. Es ist zu vermuthen, daß sie die Erschlagenen unter sich getheilt, und dieser Haufe gleichfalls bey dem gräßlichen Gastmahl beschäftigt ware, welches die andern bey Annäherung des benannten Bootes im Stiche gelassen hatten.

Die Europäer durften es nicht wagen, diesen Haufen anzugreifen, um auch hier die Ueberbleibsel der Ermordeten zu sammeln, weil sie zu wenig Mannschaft hatten, die Wilden aber zahlreich und ergrimmt waren, überdies die Nacht hereinbrach. —

Diese

Diese waren mit langen Lanzen und Spießen, die unsern Hellebarden ähnlich, von hartem Holz gemacht, und statt des Eisens mit spitzen Knochen versehen sind, bewafnet.

Von den verstümmelten Körpern waren nicht mehr als 4 zusammen zu bringen, und der Ort, wo die Indianer das Boot hin versteckt hatten, war aller Nachforschung ohngeachtet nicht auffindig zu machen. Sie fanden nichts als ein zerbrochenes Ruder, das die Einwohner in den Sand gesteckt, und ihre Canots dran befestigt hatten. Da es nun Nacht wurde, und der Lieutenant in der Dunkelheit sich in einem offenen Boot gegen irgend einen Ueberfall dieser Barbaren nicht gesichert hielt, so ließ er die Canots zerstören, und befahl die Reste der Erschlagenen sorgfältig zu sammeln. Er verließ diesen schauervollen Ort, und kam vor Mitternacht am Bord seines Schiffes an.



Der Wundarzt untersuchte die Ueberbleibsel des Körpers, er konnte aber nicht errathen, wem sie gehört hatten. Sie wurden hierauf ordentlich zusammen gelegt, und nach Schiffsmanier in die See versenkt. (*)

Als Cook zum drittenmal nach Neuseeland kam, erfuhr er durch die Einwohner, daß sie wirklich nicht nur die Mannschaft ermordet und gefressen, sondern auch das Boot zur Beute gemacht hätten. Zur
Ent-

(*) Diese Art in die See zu begraben, ist folgende: Der todte Körper wird auf zwei Bretter gebunden, oben darauf eine Kanonenkugel, und so lassen ihn die Matrosen an einer Rolle vom Schiffe in die See.



Entschuldigung dieser Feindseligkeiten führten sie an, daß die Fremde den ersten Angriff gethan, und ohne Reizung einige ihrer Landsleute getödtet hätten. Hiermit zielten sie unfehlbar auf den Indianer, welcher von der Schildwache des Astronomen erschossen worden war.

Aus dieser glaubwürdigen Erzählung erhellet deutlich, daß es unter dem südlichen Himmelsstrich Menschenfresser giebt, obgleich manche vorherige Seefahrer es haben läugnen wollen.

Wir wollen hier noch einen Fall dieser Art anführen, und dann den Blick von diesen grauenvollen und traurigen Gegenständen abwenden.

Auch Cook lag in Charlottensund mit seinem Schiffe die Resolution vor Anker, wo er drey Wochen verweilte, um die



Adventure, die der Sturm von ihm getrennt hatte, zu erwarten. Da er nun keine Nachricht vom andern Schiff erhielt, und das seinige wieder in segelfertigem Stande war, so erhielten Officiere und Gemeine die Erlaubniß, wechselsweise an Land zu gehen; aber hier betrogen sie sich in der Hofnung, sich wie in Tahiti mit den Töchtern des Landes zu belustigen. Die Weiber sind nicht häßlich; aber es hiesse damals sein Leben aufs Spiel setzen, ihnen oder auch nur ledigen Mädchen auf eine unanständige Art zu nahe zu treten. (*) Die lüsternen Matrosen strichen also bloß in Wäldern und Einöden herum, wo sie zu ihrem Verdruß das schöne Geschlecht nur allzugenu von Männern und Vätern
bis

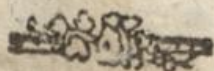
(*) In der Folge hat sich dieses geändert, wie wir weiter unten sehen werden.



bewacht sahen, und dennoch von der Ver-
rätheren der Wilden alles zu befahren hat-
ten, die nur so lange traulich scheinen, als
sie die Furcht zurück hält, denen man aber
im mindesten nicht trauen darf, und Ge-
fahr läuft gefressen zu werden, wenn sie sich
sicher glauben.

Einige Officiere hatten sich eines Ta-
ges verabredet, tiefer ins Land zu gehen,
die Gegenden zu besichtigen, und Beobach-
tungen über die Sitten und die Lebensart
der Bewohner anzustellen.

Sie fuhren in eine kleine Bucht, eini-
ge Meilen vom Ufer, wo sich gewöhnlich
ein Haufe Indianer aufhielt. Sie fanden
sie bey der Mahlzeit, wo sie eben einen
kurz vorher getödeten Menschen, wie sie
aus der Frische des Fleisches schließen
konnten, verzehrten. Die Wilden ließen
sich im mindesten nicht stören, sondern lu-
den



Den die Fremden ein mitzuspeisen, und legten ihnen den schon zubereiteten obern Theil des Kopfes bis an den untern Kinnbacken, als eine besondere Delikatesse vor; aber die Herrn bedankten sich. Hierauf boten sie ihnen das Eingeweide, das nur eben angewärmt war an, und gaben ihnen zu verstehen, daß es köstlich seye. Als auch dieses ausgeschlagen wurde, schienen sie empfindlich zu werden. Ob nun gleich die Officiere sich weigerten, von solcher ungewohnten Kost zu essen, so gaben sie doch den Wilden zu verstehen, daß sie den Kopf gerne bezahlen wollten, wenn es ihnen erlaubt wäre, ihn mitzunehmen. Sie ließen sich das gefallen, und die Officiere nahmen den Kopf mit an Bord. Hernach bewirtheten sie einen Indianischen Heerführer damit, der ihn im Angesichte des ganzen Schiffsvolks begierig auffraß. Der Kopf war ohne Zähne, die sie jedesmahl ausschlagen, sehr hochschätzen, und als

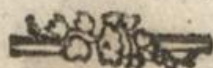
Sie.



Siegeszeichen und Zierrathen in den Ohren tragen.

Die Officiere wurden neugierig zu wissen, warum der Mann getödet worden seye, bey dessen Verzehrung sie die Wilden gefunden hatten? Sie brachten so viel heraus, daß sie kürzlich mit den benachbarten nördlichen Indianern Krieg geführt und zwanzig Gefangene gemacht hätten, die sie nun an einem sichern Ort verwahrt hielten, und wenn sie ein Gastmahl halten wollten, einen davon schlachteten.

Am Abend dieses Tages bestätigte sich diese Erzählung. Die Officiere gingen wieder an Land, und hörten in der Ferne ein abscheuliches Gedeul, das sich mit dem fürchterlichsten Geschrey endigte. Da nun dieses Geschrey in der Dämmerung aus der Gegend eines Waldes herkam, so ist es wahr.



wahrscheinlich, daß sie dort die Opfer ihrer unsinnigen Wuth erwürgten.

Um aber unsre Leser einigermaßen mit diesen Ungeheuern auszuföhnen, oder ihnen vielmehr den Ekel, den sie gegen die unbegreifliche Gewohnheit dieser Menschengattung gefaßt haben werden, wieder zu mildern, wollen wir ihnen eine eben so sonderbare als interessante Anekdote eines Neuseeländischen Mädgens mittheilen. Die ein Beweis ist, daß es auch unter Menschenfressern zärtliche Seelen giebt. (*) Wir müssen aber zuerst eine Bemerkung vorausschicken.

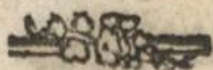
Oben wurde angezeigt, daß die Weiber in Charlottensund sehr spröde seyen. Die wiederholten Besuche der Europäer hat.

(*) Nach Hr. Reinhard Forsters Uebersetzung.

hatten sie in diesem Stücke gefälliger gemacht, und bey Cooks dritter Anwesenheit hatte die Zügellosigkeit unordentlicher Leidenschaften, welche die Englischen Matrosen hierher verpflanzten, so zugenommen, daß die Weiber und Mädchen nicht nur so feil waren wie ihre Waaren, sondern sogar die ehemals so eifersüchtigen Männer boten ihre Weiber für einen Nagel oder unbedeutende Stückchen Eisen an. (*)

Ein hübsches Seeländisches Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren hatte sich aufs heftigste in einen jungen Matrosen von Capitain Clerks Schiff verliebt, und auch er war nicht gleichgültig gegen das zärtliche Ge-

(*) Forster sagt: die Liebe zum Golde sey in Europa nicht stärker als die Liebe zum Eisen in Neuseeland. Sogar ihre Kinder verkaufen sie für dieses Metall.



Geschöpf. Wenn er einige Zeit übrig hatte, pflegte er sich mit ihr an einen abgelegenen Ort zu begeben, und Tage, aber noch öfter Nächte vergiengen bey einer Art von stiller Unterredung, in welcher sie einander ihre Gedanken ohne Worte mittheilten. Die Liebe lehrte sie die stumme Sprache, die auch unsere Europäische Mädchen verstehen, wenn sie das Auge der Mutter bewacht. — Gowannabi, so hieß die wilde Schöne, hatte keinen Willen als den ihres Geliebten, und Dankbarkeit und Zuneigung machten ihn eben so aufmerksam gegen sie. Bey so gestimmten Seelen ist der Wunsch, sich einander so gefällig als möglich zu bezeigen, sehr natürlich. Gleichförmigkeit der Sitten und Kleidung verrathen Liebende sehr oft. Ob er ihr gleich in der Tracht eines Fremdlings liebenswürdig erschienen hatte, so bestrebte er sich doch es noch mehr zu werden, indem er seine Person nach der Landesart schmückte: er ließ sich deswegen von Kopf bis zu den



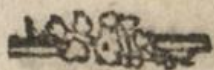
den Füßen tatouen. — Sie bemühte sich auf ihrer Seite, alles anzuwenden, was ihre Reize erhöhen konnte. — Ihr Haar war schön, und sie bildete sich vorzüglich viel auf ihren Kopfsputz ein. Die Mühe, welche sie anwendete, und die Verzierungen, die sie gebrauchte, würden dem Geschmack einer Europäischen Schönheit Ehre gemacht haben. Aber eins fehlte ihr noch zur vollkommenen Annehmlichkeit — sie nährte die in ihrem Vaterlande vorzüglich häufigen Bewohner menschlicher Haare auch in den übrigen. Um diesem Uebel abzuhelpen, schenkte ihr der Liebhaber Kämme, und lehrte sie den Gebrauch derselben. Nach dieser Vorbereitung beschäftigte er sich Stunden lang mit ihren Haaren zu spielen und sie in Locken zu rollen, die nachlässig über ihren Hals herabfielen. Ein Kranz, den sie um ihre Schläfe wand, gab ihr ein liebenswürdiges Ansehen, und schien das Feuer ihrer schmachtenden Blicke zu verdoppeln. Ihre braune Farbe verlor allmählig das Miß-



fällige in den Augen des Matrosen, und zuletzt zog er sie der Farbe der Europäerinnen vor.

Sie schufen sich eine neue Sprache, die aus Worten, Blicken, Gebärden und unartikulirten Tönen bestand, und welche die heftige Begierde, einander ihre Empfindungen deutlicher auszudrücken so sehr vervollkommnete, daß sie zu einer Stärke im Ausdrucke des Vergnügens und Schmerzes gedieh, die oft der ausgebildesten Sprache fehlt.

Da sie nun die Kunst erlangt hatten, einander ihre Gefühle mitzutheilen, brachten sie es bald so weit, daß sie einander die Geschichte ihres Lebens erzählen konnten. Liebe und Eifersucht gaben ihr bald Fragen ein, welche die Weiber seines Welttheils betrafen. Sie wünschte daß er bey ihr
blei-



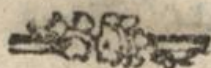
bleiben, und ein Aebriki (*) werden mögte. Er gab ihr zu verstehen, daß die Weiber in ihrer Welt alle Männermörderinnen wären, und daß sie ihn auch tödten würde, wenn er bey ihr bliebe. Sie antwortete: nein; sie würde ihn lieben. Er sagte hierauf: so würde ihr Volk ihn tödten. Sie erwiederte: nein; wenn er nicht nach ihnen schösse. Er versetzte: es wären doch neun bis zehn von den Leuten aus seiner Welt von ihrem Volke getödtet und gegessen worden, obgleich sie nicht nach ihnen geschossen hätten. Ihre Antwort war: das sey schon vor langer Zeit geschehen, und die Leute wären sehr weit her von den Hügeln gekommen.

Dies machte ihn begierig zu wissen, ob ihre Anverwandten auch unter den Mör-

R 2

dern

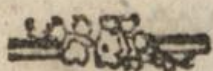
(*) Ein Anführer oder Chef.



der gewesen wären? — Sie seufzete über diese Frage und schien sehr bewegt. — Er frug sie ferner: ob sie auch bey dem Feste gewesen, als die Männer gegessen worden sehen? — Sie weinte, sah ihn ernstlich an, und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Da er ihre Zurückhaltung bemerkte, ward er immer dringender und versuchte alle Künste der Schmeicheley, die Neugierde und Liebe ihm eingaben, um von ihr zu erfahren was sie gewiß wußte, und so fest entschlossen schien, ihm zu verheelen. Aber sie wich allen seinen Nachforschungen aus, und da er sie ferner fragte: warum sie so verschwiegen sey? schien sie ihn nicht zu verstehen. Er wiederholte seine Frage, und setzte hinzu: warum sie ihn im Finstern ließ? indem er zugleich die Augen mit den Fingern fest zudrückte. Sie fuhr fort zu weinen und antwortete ihm nicht.

Da



Da seine ganze Ueberredungskunst ohne Wirkung blieb, so stellte er sich böse, wendete sich von ihr, und drohte sie zu verlassen. Das arme Mädchen fiel ihm in der heftigsten Bewegung des Schmerzes um den Hals, und weinte bitterlich — Auf sein Befragen: was das zu bedeuten habe, und warum sie so heftig weine? erwiederte sie: man würde sie umbringen, wenn sie etwas erzählte. — Auf seine Versicherung, daß niemand es erfahren solle, antwortete sie: aber er würde sie hassen. Nein, versetzte er, indem er sie feurig an seine Brust drückte, sondern sie nur stärker lieben. Hierauf begann sie ihre Erzählung.

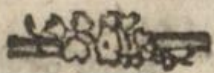
Ein gewisser Ghubaya, ein böser Mann, der öfters auf dem Schiffe gewesen und manches gestohlen, sey, sobald er gemerkt, daß sich die Europäer zur Abreise bereiteten, in das Gebirg zu dem Hippa gegangen, und habe die Krieger eingeladen,



herunter zu kommen und die Fremden zu tödten. Im Anfange hätten sie sich geweigert und gesagt: die Fremden wären stärker als sie, und würden sie mit ihren Pub. Pub (*) tödten. Er habe ihnen aber geantwortet, sie dürften sich nicht fürchten; denn er wüßte wo sie hinkommen müßten, um Gras für ihre Gubri (**) zu holen, bey diesen Gelegenheiten pflegten sie ihre Pub. Pub im Schiffe

(*) So nannten sie die Schießgewehre.

(**) Gubri heißt eigentlich ein Hund, da aber dies und die Ratte das einzige vierfüßige Thier ist, das die Neuseeländer kennen, so geben sie allen vierfüßigen Thieren den Namen Gubri; es waren aber die Ziegen der Adventure, die er meynete. Höchstens setzen sie hinzu Gubri nihu, das ist ein Hund mit Zah-



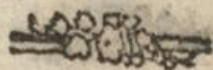
Schiffe zu lassen, oder sie, indem sie arbeiteten, auf die Erde zu werfen. Die Krieger hätten geantwortet: sie wären keine Feinde, sondern Freunde, und es sey nicht erlaubt Menschen zu tödten, mit denen sie in Freundschaft lebten. Ghubaya habe erwidert, sie wären bösbaste Feinde und schlimme Leute, und geklagt, daß sie ihn in Ketten gelegt und geschlagen, ihnen auch die Merkmale der Schläge gezeigt, die er auf dem Schiffe bekommen, und gesagt: sie könnten ihre Pub-Pub zum Schweigen bringen, wenn sie nur Wasser drüber gössen: denn alsdenn könnten ihnen die Pub-Pub keinen Schaden zufügen. Ghubaya habe sie dadurch überredet, ihnen versprochen, sie sicher an den Ort zu führen, wo die Fremde

R 4

hin.

Bähnen, wodurch sie die Hörner verstehen.

Forster.

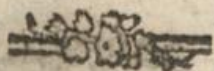


hinkämen, und gezeigt wo sie sich verstecken sollten, bis er ihnen Nachricht von ihrer Ankunft bringen würde. Indem nun die Leute sehr beschäftigt gewesen seyen, das Gras abzuschneiden und an keine Gefahr gedacht hätten, seyen die Krieger aus ihrem Hinterhülle hervorgesprungen und hätten sie mit ihren Keulen todtgeschlagen, ihre Körper aber unter sich getheilt. Sie fügte hinzu, daß auch Weiber dabei gewesen seyen, welche die Feuer anzündeten, während die Männer die Todten in Stücke zerschnitten; daß sie sie nicht auf einmal aufgefressen, sondern zuerst nur die Herzen und Lebern verzehrt hätten. Die Köpfe bekämen die Krieger, weil sie für das beste gehalten würden, der übrige Theil des Fleisches wäre unter das gemeine Volk vertheilt worden.

Da der Matrose nun im Verlauf verschiedener Tage dem treuherzigen Mädchen
diese

Diese Erzählung abgelockt hatte, so wollte er ihrer Empfindlichkeit schonen, und unterließ zu fragen, welchen Antheil sie und ihre Verwandten an diesem Trauerspiel gehabt hatten, da er Ursache hatte zu glauben, daß alle gleich schuldig waren.

Er war indessen sehr begierig zu wissen, ob vielleicht auch ein solcher verrätherischer Anschlag gegen die Leute, welche in dem nemlichen Geschäft ausgesandt werden dürften, geschmiedet würde? — Sie antwortete nein; die Krieger aber hätten sich im Anfange gefürchtet, daß diese Schiffe gekommen wären, den Tod ihrer Freunde zu rächen, und deswegen hätte man ihr so scharf verboten davon zu reden, oder die mindeste Kenntniß davon einzugestehen, im Falle sie befragt würde. Sie fügte hinzu: sie sey damals nur ein Kind von 10 Jahren gewesen; erinnere sich aber, daß man davon als von einer tapfern großen That geredet, und Gefänge darauf gemacht hätte.

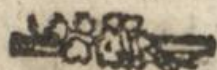


Während seinen Unterredungen mit diesem Mädchen, das von der bessern Classe zu seyn schien, erfuhr er vieles über die Gemüthsart und die häusliche Verfassung der Einwohner, das den Nachforschungen voriger Reisenden entschlüpft war. Sie sagte das Volk von T'Avai Pormanu, oder dem südlichen Theile der Insel, wären grimmige, blutgierige Leute, und hätten einen angeborenen Haß gegen das Volk von Ea-bei-no-maue, welche sie, so oft sie von ihnen in ihrem Lande anträfen, tödteten. Die Einwohner von Ea-bei-no-maue seyen gute Leute, und lebten sehr freundlich mit einander, erlaubten aber den Leuten von T'Avai Pormanu niemahls sich unter ihnen niederzulassen, weil sie ihre Feinde wären; daß diese beyden Nationen, an dem nördlichen und südlichen Theile des Sundes beständig mit einander Krieg führten, und ihre Gefangne aufäßen; wenn aber die Leute jedes Landes unter sich kriegten, so



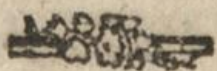
so fräßen sie einander nicht auf. (Es scheint also, daß eingewurzelte Antipathie vieles zu der Gewohnheit dieser Wilden beiträgt, einander zu verzehren.) — Wenn die Krieger von einer der beyden Nationen Gefangene machten, die sie schlachten und essen, so seyen es nur Anführer oder Chefs und niemahls gemeine Leute, diese schlügen sie gleich tod. Bisweilen marterten sie ihre Feinde, wenn sie solche einzeln in den Wäldern fänden, weil sie glaubten, sie seyen in keiner guten Absicht dahin gekommen; sonst aber geschähe dieses niemahls.

Was ihre häusliche Ordnung betrifft, darüber erfuhr der Matrose von seiner geliebten Gowannahi auch manches Merkwürdige. — Die Knaben werden, sobald sie gehen können, einzig und allein der Aufsicht ihrer Väter überlassen, und die Töchter stehen gänzlich unter den Befehlen ihrer Mütter. Es wird einer Mutter als ein



ein Verbrechen angerechnet, wenn sie ihren Sohn bestraft, nachdem er einmahl unter dem Schutze des Vaters steht, hingegen nehmen es die Mütter höchst übel auf, wenn sich die Väter in die Erziehung der Töchter mischen wollen. — Die Knaben werden von Kind auf zum Kriege gebildet, und beyde Geschlechter lernen Fischen, Netze weben und Angelhacken und Schnuren verfertigen. — Ihre Canots kommen aus einem entfernten Lande, und werden für Tuch, welches vornehmlich die Weiber machen, eingehandelt. — Ihre Waffen, als ihr größter Reichthum, erben vom Vater auf den Sohn fort, und diejenigen, welche sie in der Schlacht erobern, sind für ihre Kinder. —

Das Mädchen sagte: sie hätten keine Könige, aber Männer die mit den Toden redeten. Diese hielten sie sehr in Ehren, und frügen sie um Rath, ehe sie in den Krieg



Krieg zögen. Dieses seyen die nehmlichen Männer, welche Fremde, die an ihre Küste kämen, in der Sprache des Friedens anreden mußten, und ihnen zugleich Rache ankündigten, wenn sie in feindlichen Absichten gekommen wären. Ihre Person sey heilig, und sie würden niemals in den Kriegen getödtet, der Sieg falle auf welche Seite er wolle.

„Gowannabi erzählte ihrem Liebhaber ferner, daß sie im Sommer sich von Fischen nährten, die im Sunde gefangen würden, im Winter aber zögen sie sich nach Norden, wo sie von den Früchten der Erde lebten, die sie sich durch Pflanzungen verschafften, oder denen, welche die Canots verfertigten, bey ihrer Arbeit behülflich wären. (*)

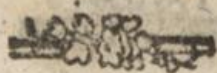
Kurz

(*) Vermuthlich arbeiten sie dann im Tagelohn.



Kurz vor der Abreise, da die Mannschaft der beyden Schiffe wie gewöhnlich auf dem Berdeck verlesen wurde, fehlte der junge Abentheurer. Als nach ihm gesehen ward, fand man ihn krank im Bette. Hierdurch dachte er seine vorgehabte Flucht zu erleichtern; denn sobald ihn der Wundarzt, der ihn besuchte, verließ, und er sich allein sah, zog er die Kleidung eines Neuseeländers an, und da er über und über tattuiert war, so hielt es schwer, ihn von andern Eingebornen zu unterscheiden.

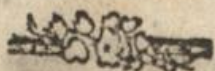
Gowannahi, die um das Geheimniß wußte, versammelte ihre Freunde und schickte sie an Bord, um die Menge zu vermehren, die bey dergleichen Gelegenheiten, wenn die Schiffe zum Absegeln bereit sind, gemeiniglich ziemlich zahlreich ist. Unter diese Parthey mischte er sich, und als die Berdecke geräumt werden mußten, eilte er in ihr Canot, und sie ruderten eifertig an Land.



Land. — Gowannabi's Freude, als sie das Schiff ohne ihn absegeln sah, läßt sich nur in einem ähnlichen Falle empfinden, aber mit Worten nicht ausdrücken; aber ihre Freude war von kurzer Dauer.

Ohngefähr um sieben Uhr des Morgens segelten die Schiffe aus der Bay, um eilf warfen sie in der Mündung von Cook's Meerenge die Anker; und Capitain Clerke, gieng mit Herrn Burney, seinem ersten Lieutenant an Bord der Resolution, um mit Capitain Cook zu speißen.

Nachmittags gieng der Camarad unseres Abentheurers hinunter, um nach seiner Gesundheit zu fragen, und erstaunte nicht wenig, als er keine Antwort erhielt. Er glaubte anfänglich, er wäre bey Seite gegangen; aber da er ihn unten überall umsonst gesucht hatte, gab er sogleich Nachricht davon, und nun entdeckte man, daß er mit
Hab



Hab und Gut fort war; denn der Kasten in seiner Schlafstelle war ausgeleert. Ein Bote der sogleich an Bord der Resolution geschickt ward, um zu fragen, wie man sich hiebey verhalten sollte, fand die Capitains und Officiere sehr fröhlich bey ihrer Flasche. Die Nachricht gab also im Anfange bloß Stoff zum Scherz; als aber nachher die Sache ernsthaft erwogen wurde, ob man den Menschen abholen, oder seinem Schicksale überlassen sollte, stimmten die meisten Officiere fürs letzte. Doch Capitain Cook, welcher dachte, dieß mögte, wenn sie zu den glücklichen Himmelsgegenden kämen, andere Verliebte aufmuntern, ein gleiches zu thun, und seinem Beispiele zu folgen, hielt dafür, daß man bewafnete Leute ausschicken, und ihn durchaus zurückholen, mußte. Dieser Meynung stimmte auch Capitain Cleerke bey, dessen Liebling er war.

Das



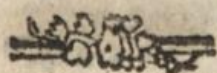
Das sechserigerige Boot ward also bemannt, ein Kommando Seesoldaten gieng an Bord desselben, und der Kamarad des jungen Matrosen mußte als Begleiter mitfahren, um sie an den Ort zu führen, wo er sich aufzuhalten pflegte.

Es war Mitternacht, ehe das Boot den Landungsplatz erreichen konnte, und erst um zwei Uhr des Morgens fanden sie den Hohn Entberens, wo die Liebenden zusammen zu kommen pflegten. Hier lag er in tiefem, ruhigem Schlaf in den Armen seiner Geliebten. Schon sah er sich im Traume als Monarchen und Stifter eines großen Reiches, lebte mit seiner Gowanabi in königlicher Pracht, sah sich als Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft von Prinzen, welche die Königreiche Es-bei-no-mane und T'Avai-Pornamu beherrschten. Aber plötzlich verschwand der goldne Traum; er erwachte und war — ein



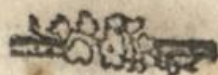
armer gefangener Matrose, der nun für einen nach seiner Meynung gut ausgedachten Plan bestraft werden, und was noch trauriger war, sich auf ewig von seiner Geliebten trennen sollte.

Der Abschied war rührender, als man es von einem Brittischen Matrosen und einer wilden Seeländerin erwarten sollte. — Diese Scene dauerte indessen nicht lange. Die unbarmherzigen Seesoldaten achteten nicht der heißen Thränen, des Geschreys, des Wehklagens des armen verlassenen Mädchens, und da sie sich an diesem öden Orte, wo das Wimmern der Gefränkten in der Stille der Nacht leicht eine große Anzahl Einwohner hätte herbeyzocken können, nicht sicher glaubten, so schleppten sie ihn eiligst ans Ufer. Gowannabi folgte ihm schluchzend, und mußte, als sie sich einschiffen wollten, mit Gewalt von ihm
ge-



gerissen werden, so fest hatte sie sich an ihn geklammert.

Raum war er im Boote, als es ihm einfiel, daß er seine ganze Habseligkeit und alles, was ihm zur Grundlage seines fünfzigjährigen Glückes dienen sollte, vergessen habe. Er mußte also mit den Seesoldaten nach seinem Magazine zurückkehren, wo er seinen ganzen Vorrath, der nicht klein war, verwahrt hielt. Nebst seinen Werkzeugen hatte er auch noch einen kleinen Kompaß, den er in Zukunft zu benutzen gedachte, in seinem Magazine, und eine Vogelflinte, welche Gowannabi heimlich hinweggeschafft, sobald diese unglücklich Liebenden den Plan der Herrschaft entworfen hatten. Es würde die Gedult der Leser ermüden, wenn wir alle die Dinge nennen wollten, mit denen er sich versehen hatte. Kurz er und die Soldaten waren ziemlich schwer beladen, als sie dieselben an Bord des Bootes brachten.

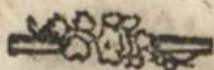


Der Jammer der armen Gowanahi war unaussprechlich, als sie nun vom Lande stießen. Sie blieb am Gestade stehen, beweinte ihr Schicksal, und drückte ihren Schmerz durch Schnitte aus, mit denen sie sich in ihrem bestränkten Gesichte, auf ihren Armen und überall, wo die Verzweiflung das blutende Instrument hinführte, zerfleischte.

Er kam erst den andern Tag um 12 Uhr bey den Schiffen an, und die Capitains waren über das Ausbleiben des Bootes und der Soldaten schon in Verlegenheit gewesen. Sie wurden, ehe er sich näherte, einig, ihm den Prozeß als einem Ausreißer zu machen. Er ward daher nicht nach seinem Schiff, sondern an Bord der Resolution gebracht. Hier wurde er verhört, und that ein weitläuftiges Geständniß aller seiner Absichten, und der Mühe, die er sich gegeben haben würde, sie auszuführen.



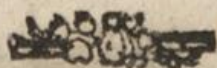
Er sagte, er wäre zuerst auf den Gedanken gekommen hier zu bleiben, als er Capitain Clerke auf der Spaziersfahrt um die Bay begleitet hätte. — Die Schönheit des Landes und die Fruchtbarkeit des Bodens entzückte ihn, und da er die Gärten, welche zu Motuaro, Long Island und andern Orten angelegt worden waren, in einem so blühenden Zustand sah, und überdachte, daß es hier Europäische Schaafe Schweine, Ziegen und Hühner genug gebe, um, wenn man sie zusammentriebe, eine große Plantage damit zu versehen, so fiel es ihm auf einmal ein, daß wenn er ein Mädchen finden könnte, das ihm gefiele, er sich glücklich schätzen würde, die Europäischen Künste in dieses schöne Land zu verpflanzen, und den Grund einer Regierungsform darinn zu legen. Dieser Gedanke ward immer stärker in seiner Seele, und als er das oben erwähnte bey den Gezelten antraf, und von ihr hörte, daß Neigung



zu ihm sie dahin geführt habe, stieg seine Begierde aufs höchste. Da jetzt ihre Bitten mit der Neigung seines Herzens übereinkamen, bedacht er sich nicht länger, sondern entschloß sich seiner Neigung zu folgen, es möge auch daraus entstehen was da wolle. Er wog, sagte er, Gefahr gegen Belohnung ab, und verabredete mit seiner Gowannahi den Plan zu seiner Flucht.

Als Capitain Cook diese Erzählung gehört hatte, verwandelte sich sein Zorn in ein lautes Gelächter, über das Ausschweifende des romanhaften Planes dieses Matrosen, und anstatt ihn als einen Ausreißer zu behandeln, schickte er ihn dem Capitain Clerke, damit er ihn nach seinem Gutdünken bestrafen möge. Dieser ließ ihm zwölf Streiche geben, und so endigten alle seine großen Aussichten künftiger Hohen.

Herr



Herr Professor Forster macht hier eine treffliche Anmerkung, die wir dem Leser wörtlich mittheilen wollen, weil sie jedem Menschenfreunde willkommen seyn wird, und alle Betrachtungen erschöpft, die man über Capitain Cooks Verfahren gegen den wirklich edlen jungen Matrosen anstellen könnte.

Ein jeder wahrer Weltbürger, sagt Forster, wird gewiß mit mir bedauern, daß dieser Matrose nicht so glücklich gewesen, der Nachforschung der Engländer zu entgehen. So romanhaft der Plan des jungen Menschen gewesen, so zeugt derselbe doch von einem Gemüthe, das eines edlen Stolzes fähig ist, der auf der Gründung des Glückes einer ganzen Völkerschaft und also auf wahrer Menschenliebe beruhte. Es war Enthusiasmus zu der Ausführung des Plans nöthig, und selbst der Gedanke, daß er sich die Liebe eines unschuldigen,



und eben so begeisterten Mädchens gewußt zur Gewinnung der Freundschaft eines rohen Stammes zu bedienen, giebt schon ein gutes Vorurtheil zum Vortheile dieses Ebentheurers an die Hand. Wäre Neuseeland auch nur einige wenige Schritte in der Cultur näher gekommen zu der Sittlichkeit, welche die Menschen wenigstens über die abscheuliche Menschenfresseren hinwegsetzt, und hätte er auch nur Gartenfrüchte und deren Anbau und die Viehzucht unter ihnen eingeführt, so wäre damit schon sehr viel gewonnen worden, und er verdiente mit dem Triptolemus und andern unter die Wohltäter des menschlichen Geschlechtes in diesem Welttheile gerechnet zu werden. Wie sehr wünschte ich, daß er wenigstens einige Früchte seiner schönen Hoffnungen eingeerndtet hätte!

Von der Regierungsform der Neuseeländer läßt sich nicht viel sagen, und eben so



so wenig von ihrer Religion, die bey allen Völkerschaften mit der Regierungsform im genauesten Verhältniß steht. Ein Beobachter derselben mußte sich lange da aufhalten, und vornehmlich der Sprache des Landes kundig seyn. Der Matrose, der es in dem letzten schon so weit gebracht hatte, würde denen künftigen Reisenden hierüber die beste Auskunft haben geben können.

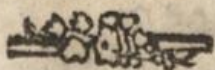
Wir wissen durch die arme Gowannahi daß sie keine Könige haben, folglich keine monarchische Regierung unter ihnen vorhanden sey. Es ist eine kriegerische Nation, die sich ihre Chefs wählt, welche sie in der Schlacht anführen, und das sind ihre Aeri's. Wahrscheinlich wählen sie hierzu die beherztesten und tapfersten Männer, die sich durch vorzügliche Thaten ausgezeichnet haben. Daß aber auch diese Chefs in Friedenszeiten in großem Ansehen bey ihnen stehen, ist nicht zu bezwei-



fehn. Sie halten zwar alle alte Leute sehr in Ehren, allein ihre Anführer sind immer starke muntre Leute in der Blüthe ihrer Jahre.

Die Männer die mit den Todten reden, wie Gowanahi dem Matrosen erzählte, sind unstreitig ihre Priester, weil sie die Personen derselben so heilig halten, daß die Feinde sie nicht einmahl in der Schlacht tödten. Daß diese aber auch wirkliche Gottesdienstliche Handlungen unter ihnen verrichten, ist kaum zu glauben, wenigstens hat keiner der Reisenden eine Spur von Gottesdienst bey ihnen wahrgenommen. Der Aberglaube, daß die obgedachten Männer mit den Todten reden, mag wohl eine Priesterlist seyn, ihren Muth im Kriege anzuspornen. Dennoch scheint auch dieser Aberglaube vorauszusetzen, daß sie eine Unsterblichkeit der Seele glauben.

Ihre



Ihre gewöhnliche Nahrung, außer dem Menschen- und Hundefleisch, die sie mit Fischen füttern und mästen, kennen wir aus der Erzählung des Mädchens. Sie assen alles was ihnen die Europäer vorsetzten. Sie waren darin so unmäßig, daß sie so lange schmausten als sie nur konnten. Einemahls kamen ihrer fünf an Bord der Adventure, da man sich grade zu Tische setzen wollte. Sie nahmen die Einladung ohne Umstände an, und ließen sich trefflich schmecken. Als hier die Schüsseln leer waren, liefen sie nach dem Steuerraum, und bielten bey den Officiern abermahls eine derbe Mahlzeit. Im Trinken aber waren sie häßlicher. Wein oder Brandwein nahmen sie gar nicht zu sich, und bezeugten einen Abscheu dagegen, wohl aber eine Menge Wasser mit Zucker versüßt, den sie sehr lieben. Es ist ein Glück, daß dieses blutdürstige Volk berauschende Getränke weder kennt noch liebt, sonst würd' es sich selbst in seiner Wuth aufreißen. Die



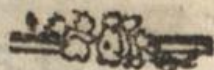
Die Kleidung der Männer (*) ist eine Art von Mantel, der aus einem viereckigen Stück Zeug besteht. Die beyden obersten Enden desselben binden sie auf der Brust entweder mit Bändern, oder sie stechen solche mit einer Nadel von Knochen, Fischbein oder grünem Stein zusammen. Ungefähr in der Mitte des Mantels ist ein Gürtel von dichtgeflochtenem Grase innerhalb befestigt, der mitten um den Leib gebunden werden kann, so daß der Mantel alsdann auf den Hüften fest anliegt, und die untern Enden bis gegen die Knie, manchemahl auch wohl bis auf die Waden herabhängen. Das Haar tragen sie mitten auf dem Kopf zusammengebunden, mit Fett eingeschmiert und mit Federn besetzt. Diese Art sich zu kleiden ist durchgängig die nehmliche, nur

(*) S. Forsters Reisen um die Welt.



nur daß sie in einer Gegend, wo mehr Wohlstand herrscht, nach ihrer Weise prächtiger, in andern minder kostbar ist. In Ansehung der Unreinlichkeit sind sie einander aber alle gleich. Das Ungeziefer kriecht ihnen haufenweise auf den Kleidern herum, und ihr Gestank ist theils durch ihre eigne Ausdünstung, theils durch das Fett, womit sie sich salben, unerträglich. Sie sind alle tatouirt, und manche in zierlichen, schneckenförmigen Linien im Gesichte punktiert. Die Stutzer unter ihnen schminken sich mit Oehl und rothem Ocker, und die Europäer konnten ihnen keinen größern Gefallen erzeigen, als wenn sie ihnen etwas rothes ins Gesichte schmierten.

Die Weiber sind auf die nemliche Art gekleidet, nur daß sie die Haare kurz abgeschnitten tragen. Bey ihren Tänzen tragen sie kurze Knieschürzen aus dicht geflochtenem Beuge mit rothen Federn. Sie schminken sich



sich mit Rothstein und Dehl, aber ihre Lippen sind vom Punktieren ganz schwarzblau. Sie sind übrigens nicht häßlich, haben lebhaft Augen, runde Gesichter, mehr dicke als platte Nasen und Lippen, und pechschwarzes Haar. Sie haben fast durchgängig frumme Beine und dicke Knie, da im Gegentheil die Männer stark und wohl gewachsen sind. Die Ursache mag wohl daher kommen, weil sie meistens unthätig am Strande liegen, oder in ihren Canots mit untergeschlagenen Beinen faulenzgen.

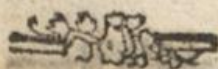
Ihre Waffen, auf die sie ihres kriegerischen Temperamentes wegen das meiste verwenden, bestehen in Spießen, deren manche von außerordentlicher Länge sind. Keulen und Maschienen womit sie Steine werfen, hin und wieder auch Streitärte. Außerdem haben sie noch ein Messer oder Säge, womit sie die todten Körper zerlegen, die sie verzehren wollen. Dieses Tranchiermes-



messer ist von Holz, mit Hanfischzähnen sägenförmig eingelegt, welche die Schneide ausmachen, und roth angestrichen. Ueberdieses haben sie noch eine Kriegstrompete, die von einer Muschel verfertigt ist. Sie hat ein hölzernes Mundstück, welches mit einem Stopfen versehen ist, damit kein Staub hineinfalle. Alle diese Waffen und Kriegsbedürfnisse sind auf das Künstlichste ausgearbeitet, und würden dem Schnitzmesser eines Europäischen Bildhauers keine Schande machen. Sonderbar ist es, daß sie an den meisten ihrer Arbeiten Menschenköpfe einschneiden, welche die Zunge herausstrecken.

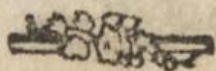
Diese Verzierungen mögen wohl ihr Herausforderungszeichen zum Grunde haben, wenn es zum Treffen unter ihnen kömmt, welches darin besteht, daß sie den Mund aufsperrn, die Zunge heraus strecken, und die Keule wild über dem Kopf schwingen.

Sie



Sie unterscheiden sich gleichfalls von den übrigen Völkerschaften dieses Welttheils in der Weise Friede zu machen.

In Dusky-Bay wollten die Wilben anfangs keinen Umgang mit den Europäern haben; gleichwohl war dem Capitain Cook daran gelegen, Bekanntschaft mit ihnen zu machen. Als er nun auf einer Fahrt um die Insel einige ansichtig wurde, stieg er ganz allein aus seinem Boot ans Land, um sie nicht durch die Menge seines Gefolges zu schrecken. Er zeigte ihnen ein weißes Blatt Papier. Einer der Indianer faßte hierauf Herz, steckte seinen Speer in die Erde, rupfte eine Hand voll Gras aus, und gieng dem Capitain entgegen. Ein Ende davon ließ er den Capitain anfassen, das andre behielt er in der Hand. In dieser Stellung hielt er mit lauter Stimme eine feyerliche Anrede. Bisweilen schwieg er, als wenn er Antwort erwartete. Endlich

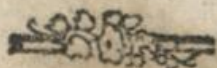


sich nahm er seinen Mantel ab, und machte dem Capitain ein Geschenk damit, wogegen er ein Beil erhielt, und nun war der Friede geschlossen.

Die Canots der Neuseeländer bestehen aus zwey Trögen oder Booten, die in der Mitte durch Querdölzer verbunden und mit Stricken von der einheimischen Flachspflanze zusammen gekuppelt sind. Ein jedes einzelne dieser Boote ist für sich aus Planken verfertigt, die mit Schnüren aneinander geheftet, und am Vordertheil durch ein grob geschnitztes Menschengesicht verziert sind, dem sie statt der Augen kleine Stücke von Muscheln einsetzen. Forster sah deren von verschiedener Größe, und unter andern drey mit Segeln, die bey ihnen selten sind. Das Segel bestand aus einer großen dreyeckigten Matte, und war auf einer Seite am Mast, auf der andern an einer Stange befestigt, welche beyde unterwärts in einem scharfen

W

Win-

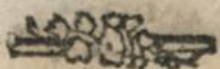


Winkel zusammenstießen, und sehr leicht losgemacht und niedergelassen werden konnten. Der breitere obere Theil des Segels war mit fünf braunen Federbüschen geschmückt. — Vermuthlich haben sie den Nutzen der Segel den Europäern abgelernt, weil sie noch so wenig gebräuchlich unter ihnen sind. Ein Volk, das es schon zu einer gewissen Höhe im Kunstfleisse gebracht hat, macht schnellere Fortschritte als ein andres, dem die erste Grundlage fehlt.

Natur und Noth hat diese Indianer auch schon gelehrt, sich feste Vertheidigungsplätze zu erfinden, und vielleicht würden sie es mit einiger Anweisung bald weit bringen. Sie nennen sie Hippah. Forster giebt uns von einer solchen Festung folgende Beschreibung.

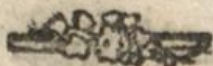
Sie liegt, sagt er, auf einem steilen, freystehenden Felsen, und ist nur von einer

Seite



Seite, vermittelst eines unbequemen Fußsteiges zugänglich, in welchem kaum zwey Mann nebeneinander gehen können. Der Gipfel war ehemessen mit Palfaden umgeben gewesen; die Matrosen hatten sie aber schon mehrentheils ausgerissen und zu Brennholz verbraucht. Innerhalb dieser Schutzwehr standen die Häuser der Einwohner ohne Ordnung durcheinander. Diese Hütten waren ohne Seitenwände aufgeführt, indem das ganze Haus nur aus einem Dache bestand, welches oben in eine scharfe Spitze zusammenlief, die inwendige Seite hatten sie mit Baumzweigen wie ein Zaun- oder Hürdenwerk ausgeflochten, alsdenn Baumrinde darüber her gelegt, und von außen mit den stärksten Fibern der Flachspflanze gedeckt.

Forster glaubt mit Grunde, daß dergleichen feste Plätze den Einwohnern nur auf kurze Zeit zur Wohnung dienen, auf so lange nemlich, als sie etwan von einem



nahen Feinde etwas zu befürchten haben. Diese Vermuthung bestätigt sich dadurch, daß unsre Reisenden eine Menge Flöße und Matten dort antrafen, vor denen sich die Leute, die bei der dort aufgeschlagenen Sternwarte die Wache hatten, kaum erhalten konnten.

Außer ihrer Schugarbeit hat man keine Spur von andern Künsten bei ihnen wahrgenommen. Sie haben zu ihrer Belustigung einen Tanz, den sie Seiva nennen. — Eines Tages kam ein Trupp dieser Insulaner an Bord der Adventure. Verschiedene unter ihnen waren sehr guter Laune, und wollten die Europäer durch ihre Geselligkeit ergötzen. Sie legten deswegen auf dem Verdeck ihre zottigten Mäntel (*) ab,

(*) Sie bebrämen und füttern auch wohl ihre Mäntel zur Winterzeit mit Hunde oder Seethierfellen.



ab, und stellten sich in eine Reihe. Hier-
auf fieng einer an ein Lied anzustimmen,
streckte dabey wechselsweise die Arme aus,
und stampfte wie rasend mit den Füßen
dazu. Die andern machten alle seine Ver-
brehungen und Bewegungen nach, und wie-
derholten von Zeit zu Zeit die letzten Worte
des Gesanges, so wie es in unsern Chören
gewöhnlich ist. Man konnte darin eine Art
von Silbenmaas bemerken, ohne jedoch ge-
wiß zu sehn, ob die Verse gereimt waren.
Die Stimme des Vorsängers war schlecht
und die Melodie seines Liedes bestand nur
aus wenigen Tönen.

Die musikalischen Instrumente der
Neuseeländer sind ihres Gesanges vollkom-
men würdig. Die Engelländer fanden da-
ren von dreyerley Gattung bey ihnen,
nemlich eine Trompete, oder dünnes hölzer-
nes Rohr, das vier Fuß lang war. Das
Mundstück hatte ungefähr zwey, und der

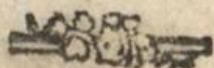


Becher fünf Zoll im Durchmesser. Sie brachten darauf nur einen einzigen Ton heraus, der dem Blöcken eines Thieres ähnlich war. — Eine andere Trompete war aus einem großen Tritons-Horn verfertigt, mit künstlich ausgeschnittenem Holz eingefast, und an dem Ende, welches das Mundstück vorstellte, mit einem Loche versehen. Auch hierauf stießen sie nur einen einzigen schröcklich blöckenden Ton hervor. Das dritte Instrument bestand aus einem hohlen Rohr, das in der Mitte am weitesten war, und in dieser Gegend, so wie an beiden Enden eine Oefnung hatte, wie die Löcher unserer Flöte. Diese Flöte und die erste Trompete waren beide der Länge nach aus zwey hohlen Stücken Holz zusammengesetzt, und so gleich aufeinander gepast, als wenn sie gehobelt wären, wodurch sie denn eine vollkommene Röhre ausmachten.

Wir



Wir haben oben gesagt, daß die Eingebornen weder Wein noch Brandwein trinken wollten. Ein Knabe von ohngefähr vierzehn Jahren machte indessen einmal eine Ausnahme. Der Capitain Clerke nahm ihn mit sich in die Cajüte und setzte ihm eine Seeraben-Pastete vor. Er verschlang sie mit heißhungriger Begierde, und was die Zuschauer am meisten in Verwunderung setzte, der Teig schmeckte ihm besser als das Fleisch. Es wurde ihm hierauf Maderawein eingeschenkt. Anfangs machte er saure Gesichter, trank aber doch etwas mehr als ein Glas voll davon. Nun ward eine Flasche von ganz süßem Cap Wein auf den Tisch gestellt, und der Capitain setzte ihm ein Glas davon vor. Diesen fand er so gut, daß er beständig die Lippen darnach leckte. Er verlangte noch ein Glas, das ihm auch gegeben wurde. Jetzt fieng er an außerordentlich lebhaft und gesprächig zu werden. Er tanzte wie unsinnig, und



ließ sich auf einmal einfallen, des Capitains Boot-Mantel zu haben, der auf dem Stuhle lag, und als er ihm verweigert wurde, ward er mürrisch. Hernach forderte er eine ledige Bouteille. Als man ihm auch die versagte, lief er in vollem Zorn zur Cajüte hinaus aufs Verdeck. Hier waren einige Bediente mit Weißzeug beschäftigt. Im Augenblick hatte der betrunkene Knabe ein Tischtuch weggeschnappt, das man ihm aber gleich wieder abnahm. Nun konnte er sich nicht mehr bändigen, brumte in den Bart, und ward endlich so rüßisch, daß er kein Wort mehr redete. Auch dieser Junge giebt einen Beweis von der leichtaufzubringenden Gemüthsart der Neuseeländer und ihrer Neigung zur Dieberey, die allen Völkern unter diesem Himmelsstriche eigen ist.

Ehe wir Neuseeland verlassen, wollen wir



wir noch einen Blick auf das Land selbst werfen.

Diese Insel fällt dem Reisenden, nach Aussage aller die sie besucht haben, mahlerisch schön ins Auge. Felsenberge mit hohen Bäumen gekrönt, zwischen denen sich schäumende Wasserfälle herabstürzen, machen sie, (besonders die Dasky-Bay, wo die Schiffe gewöhnlich zuerst Anker werfen) sagt Forster, zu einer wildnißartigen Landschaft, die selbst Salvator Rosa nicht schöner hätte zeichnen können. Sie hat Ueberfluß an Wasser und Holz. Eine Menge Seevögel beleben den Strand, und die Wälder sind voll besiedelter Einwohner. Die Küste ist reich an den schmackhaftesten Fischen aller Gattung. Unter den Holzarten ist beson-



ders die heilsame Theemyrthe, und die Sproßtanne, aus der man ein treffliches Bier brauen kann, merkwürdig. Die Flachspflanze ist von großem Nutzen. Wohl-schmeckendes Löffelkraut und wilder Seller-ey nebst andern antiscorbutischen Kräutern wachsen in Charlottensund in Menge.

Das Clima ist außerordentlich gelinde. Der Winter ist unserm Herbst ähnlich, und die Europäischen Gartengewächse, welche auf Cooks zweyter Reise dort gesäet und gepflanzt wurden, waren trefflich fortgekommen, so daß die Officiere oft ganze Mahl-
zei.



zelten von Salat und anderm vaterländis-
chen Gemüse hielten.

Neuseeland hat überdies eine Menge
guter Steinarten, als grünen Talfstein,
der die feinste Politur annimmt, woraus
die Einwohner Streitärte verfertigen, —
marmorartigen schwarzen Felsstein — Horn-
steine, rosenfarbenen und andern Thonschie-
fer — Bimsstein — Kieselarten — Feuersteine
und schwarze, dichte und schwere Basalte.
Unsere Reisenden vermutheten mit Grunde,
es müsse auch Eisen und vielleicht noch
andre Erze enthalten.

Eche



Schade, daß ein so herrliches Land von
Menschen bewohnt wird, die noch so weit
von sittlicher Cultur entfernt sind!



Inquisition in Goa.

(Fortsetzung.)

THE HISTORY OF THE

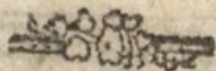
ROYAL SOCIETY

OF LONDON



Wir haben von tausenden nur einige auffallende Beispiele der furchtbaren Gewalt der Inquisition angeführt; es ist also nicht zum verwundern, daß, da sie sich bis über die Königliche Familie erstreckte, sie ihr vergiftetes Schwert noch mehr unter den Menschen untergeordneter Classen wüthten ließ.

Die



Die Feinde des Premier - Minister Herzogs von Olivarez, der in Spanien in eben dem Ansehn stand wie Richelien in Frankreich, hatten seinen Untergang beschlossen. Sie wußten ihn nicht besser aus dem Wege zu räumen, als wenn sie sein Schicksal in die Hände der Inquisition spielten, wo er unwiederbringlich verloren war. Weder die Macht einer großen Monarchie, die er in Händen hatte, weder die Gunst in der er vom König an bis zum geringsten Bettler stand, noch seine persönlichen Verdienste konnten ihn gegen den Biß der Mitter Inquisition sichern. Von so vielen Leuten, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte — die ihm ihr ganzes Glück zu danken hatten, durft es keiner wagen für ihn zu sprechen, oder nur aus der Ferne sich für ihn zu verwenden, und der große Mann starb von der ganzen Welt verlassen. Nur die Thränen der Dürstigen und das Gebet der Unglücklichen folgte ihm ins Grab.

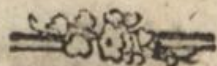
Nicht



Nicht genug daß dieses drehköpfige Ungeheuer seinen Raub im Leben verfolgte, auch nach dem Tode werden diejenigen, die etwann in den Kerlern verschmachtet sind noch mißhandelt, wie Constantinus Pontius, dessen wir erwähnt haben, und eben so die, welche das Glück hatten, seinen Klauen zu entweichen. Diese wurden im Bildniß gestäubt — gehängt — gerädert — verbrennt, je nachdem das heilige Gericht den teuflischen Ausspruch über sie ergehen ließ.

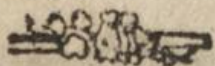
Auch die leblosen Bücher müssen des Feuertodes sterben, wenn sie nicht mit den Grundsätzen der Inquisition übereinstimmen.

Sobald ein Buch erscheint, wird es in den Klöstern durch eifrige Pfaffen, die Vertraute, (Familiares) sind, deren die Inquisition aller Orten in Menge hat, geprüft, aber allezeit mit denen Vorurtheilen, die in



den politischen Kram des heiligen Gerichtes passen. Findet sich das Mindeste das nicht hinein paßt, so wird das Buch verdammt.

Alle Jahre wird ein Verzeichniß dieser Bücher bekannt gemacht, und wehe dem bey welchem man nach der Bekanntmachung ein solches Buch fände! — Hieraus läßt sich schließen wie man den Verfasser behandeln würde, wenn er nicht die Kunst weiß sich versteckt zu halten, oder die Flucht ergreift, ehe ihn das Ungewitter erreichen kann. — Die Buchhändler, die ein solches Werk verlegen, oder es nur verkaufen, wünschen, wenn ihr Handel entdeckt wird, sich mit ihrem ganzen Vermögen loskaufen zu können. Aber nicht genug, daß man sie und ihre Familie durch den Raub des Ihrigen, das die Inquisition verschluckt, an den Bettelstab bringt, sie müssen auch noch Jahre, oft ihre ganze Lebenszeit in den Scheuß-

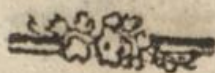


scheußlichsten und schreckenvollsten Gefängnissen zubringen.

Ehe wir zur besondern Geschichte der Inquisition in Goa übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen vorausschicken, welche die Art der Gefangennehmung, und die erste Behandlung eines Unglücklichen, der in die Hände der Inquisition fällt, ins Licht setzen.

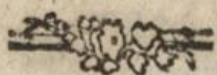
Sie hat gewöhnlich viererley Mittel Erkundigungen einzuziehen, die übrigen hundertfältigen abgerechnet. Diese sind: die Sprache des Publikums — Aussagen von Zeugen — Angaben von Spionen oder Selbstgeständnis.

Wenn nun die Inquisitoren durch die drey ersten der angezeigten Wege einen Schuldigen entdeckt zu haben glauben — und das geschieht auch auf bloße Vermuthung



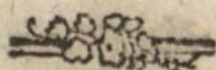
sungen, die öfter auf den leichtesten Gründen ruhen, so wird er drey-mahl nacheinander öffentlich vorgeladen; erscheint er nicht, so wird er provisorisch zu einer großen Geldbuse verurtheilt; — denn Geld muß das heilige Gericht haben, sonst könnte es nicht bestehen, — und seine fernere Strafe wird ihm vorbehalten, welcher er auch zuverlässig nicht entgeht, wenn er einfältig genug ist, sich fangen zu lassen.

Das sicherste Mittel, wenn man keinen Ausweg hat zu entweichen, ist, sich auf die erste Vorladung zu sistieren; sollte man auch unschuldig seyn, so wird man schon dadurch strafbar, wenn man den Befehlen der Inquisition nicht Gehorsam leistet. Die Vermuthung bleibt gegen den Beklagten. Ueberall werden die Dinge in der Welt durch die Zeit ausgelöscht, aber in der Inquisition bleibt jeder Eindruck, den Wahrheit oder Verläumdung hervorgebracht haben, auf ewig wie in Erz gegraben. Es



Es ist äußerst schwer, und besonders in Spanien, sich zu flüchten. Der Spionen, der seinen Betrieger, die jeden Fremden, jeden Unbekannten auszulocken suchen, sind so viele, daß auch der Klügste in ihre Netze fallen muß.

Wenn einer einmal in den Händen der Inquisition ist; dann Gnade ihm Gott! Niemand darf ihn sprechen, niemand ihm Rath ertheilen, niemand ihm schreiben, niemand sich seiner annehmen, und wenn er noch so unschuldig ist. Er ist bloß sich und seinen Richtern, oft seinen ärgsten Feinden überlassen, ohne daß er weiß, was aus ihm werden wird. Die Unschuld schützt hier nicht, denn es ist der Inquisition ein leichtes den Unschuldigen aus dem Wege zu räumen, wenn sie ihm zu viel gethan hat.



Sobald die Inquisition einen Beklagten in ihren Klauen hat, wird er bis auf die Haut durchsucht, um etwas bey ihm zu finden, das ihn überführen könne, oder womit er etwann durch Selbstmord der strengen Rache der Inquisition entschlüpfen könne. Es ist nichts neues, daß solche arme Schlachtopfer sich vergiftet — mit Dolchen, die sie in ihren Haaren verborgen hatten, getödtet — oder den Kopf an der Mauer eingestoßen haben, da ihnen keine andre Hoffnung zur Befreyung übrig blieb.

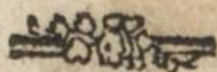
Der Inquisitor verfügt sich hierauf zu dem Gefangenen, begleitet von seinem Ge-
folge. Man fertigt ein getreues Verzeich-
nis seiner Habseeligkeiten, seiner Bücher,
seiner Papiere, und überhaupt alles dessen
was man bey ihm findet. Diesem Inven-
tarium wird oft noch das seiner Güter oder
wenigstens eines Theils derselben beyge-
fügt, um Sicherheit für die Kosten und
Etra-



Strafen zu haben, in die der Inquisit verurtheilt werden könnte; denn es ist etwas seltnes, daß einer nicht wenigstens halb zu Grunde gerichtet aus der Inquisition komme.

Nun nimmt der förmliche Proceß seinen Anfang: aber der wird äußerst langsam betrieben. Oft sitzt der Gefangene Monatlang im Kerker, ohne daß man nur daran denkt, ihm ein Verhör zu gestatten.

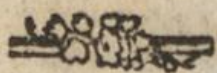
Diese Kerker sind abscheulich, und nichts ist fähiger, die Gefangenen in die tiefste Bangigkeit zu versetzen, und mit Furcht und Zittern zu erfüllen, wenn sie vor ihre unmenschlichen Richter geschleppt werden. Die Gefängnisse sind unter der Erde, sehr feucht und daher höchst ungesund. Des Tages Licht dringt nie hinein, damit sich die Gefangenen mit nichts als ihrem Elende beschäftigen können. Viele Krümmen



führen dahin, um zu verhindern, daß das
Wehklagen der Unglücklichen nicht in das
Ohr eines Menschenfreundes bringen möge.

Wenn ein Gefangener in diesem Zustande
de viele Tage, oft Monate zugebracht hat,
so wird ihm durch den Kerkermeister an die
Hand gegeben, um ein Verhör zu bitten.
Dieses thut dieser aber, als wenn es aus
eigenem mitleidigen Antriebe herrühre,
ohne Auftrag von Seiten der Richter, denn
es ist ein fester Grundsatz dieses Tribunals,
daß der Beklagte immer den ersten Schritt
thun muß.

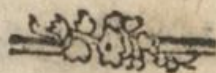
Wie nun der Gefangene zum erstenmal
vor seinen Richtern erscheint, fragt man
ihn, als wenn man ihn nicht kenne, wer er
sey — was er wolle und ob er etwas vor-
zutragen habe? — Der sicherste Weg, oder
doch der wenigst gefährliche ist, alles ein-
zu-
zu-



zugestehen was verlangt wird, und wenn man auch doppelt unschuldig wäre; denn es wird kein Beklagter zum Tode verurtheilt, wenn er zum erstenmal in die Hände der Inquisition fällt.

Indessen ruht dennoch Schimpf und Schande auf der Familie, und wer einmahl vor dem Richterstuhl der Inquisition gestanden hat, ist nicht fähig, weder in der Kirche noch im Staate je zu einem Amte zu gelangen.

Ein anderes Mittel sich zu retten, wenn man zum erstenmal eingezogen wird, ist dieses, daß man standhaft seine Unschuld behauptet. Liegen alsdann die Beweise gegen den Beklagten nicht allzu klar am Tage, so wird er auf freyen Fuß gesetzt.



Aber diese Freude dauert gemeiniglich nicht lange; denn die Inquisitoren lassen ihm zwar bis drey ihrer Familiars auf dem Fuße folgen, die ihn aufs schärfste beobachten.

Diese Leute schleichen ihm überall nach, bemerken jeden seiner Schritte, alles was er sagt, alles was er thut; nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit. Sie nehmen die Larve der innigsten Freundschaft vor sich, und suchen sich so tief wie möglich in sein Vertrauen einzuschmeicheln. Diese Beobachter sind oft seine eigenen Bedienten, oder gar seine nächsten Anverwandten.

Auf die mindeste Anzeige, bey dem leichtesten Verdacht, wird er von neuem eingezogen. Alles geht wie bey dem erstenmal, nur daß man mit noch mehr Punctsichtigkeit und Strenge gegen ihn verfährt.

Als.



Alsdann kann man mit Zuverlässigkeit sagen, daß der Unglückliche ohne Gnade und Barmherzigkeit verlohren ist; denn zweymal vergeben ist etwas unerhörtes bey diesem heiligen Gerichte.

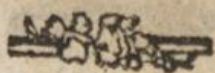




Nach dem, was wir oben von der Inquisition überhaupt vorausgeschickt haben, wollen wir den Verfasser der Schrift: Nachricht von der Inquisition in Goa (*) selbst reden lassen, der aus eigener Erfahrung spricht, und seinen Namen nur um deswillen nicht genannt haben mag, weil er sich vor einem zweiten Besuche der Art fürchtete. Seine Schrift enthält dem Wesentlichen nach folgendes.

„ Ich

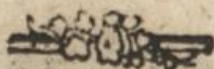
(*) S. Relation de l'Inquisition de Goa.



„Ich hatte mich in Daman (*) einige Zeit aufgehalten, um nach einer beschwerlichen Reise wieder Kräfte zu sammeln, um meine Leidenschaft fremde Länder zu besuchen ferner zu befriedigen. Aber an eben dem Orte, wo ich Ruhe suchte und zu finden hofte, fand ich Elend und Mühseligkeit, die mich bis jetzt noch nicht gedrückt hatten.“

„Die wahre Ursache meiner Verfolgungen war die ungegründete Eifersucht des Gouverneurs von Daman, ob sie gleich in meinen Verhören nie berührt wurde. Um indessen der Rachsucht dieses stolzen Mannes Wehbrauch zu streuen, fand man leicht Mittel, mich meiner Freiheit zu berauben,
und

(*) Stadt in Indien im Königreich Gatturate. Sie gehört der Krone Portugall, und ihre Einwohner werden für die besten Soldaten in Indien gehalten.



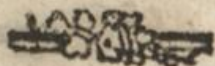
und auf ewig aus Indien zu verbannen, wo ich sonst wahrscheinlich mein Leben zugebracht hätte. "

„ Die Ursachen meiner Verhaftnehmung würden freilich für einen unbefangenen Rechtsgelehrten und für jeden vernünftigen Mann unzulänglich gewesen seyn; aber für die Vorurtheile und Grundsätze der Portugiesen waren sie hinreichend, und ich erfuhr überdieses alles jene Ursachen erst in der Folge. "

„ Die beste Gelegenheit, die ich meinen Feinden gab, mich in die Hände der Inquisition zu liefern, war eine Unterredung, die ich mit einem Dominikaner über die Taufe gehabt hatte. Ich brachte einige Einwürfe gegen die Grundsätze der Catholischen Kirche, dieses Sakrament betreffend vor; nicht etwann als wenn ich selbst wirklich daran gezweifelt hätte, sondern um mehr lebhaftig:

tigkeit in die Unterredung zu bringen. Kaum hatte ich den Spruch Joh. 3, v. 5 angeführt, um meine Behauptung zu unterstützen, als mein Vater mich ohne Antwort verließ, als wenn er ein wichtiges Geschäft zu besorgen hätte. Wahrscheinlich gieng er sogleich zum Großinquisitor, um mich der Ketzerey wegen anzuklagen. Da er mich aber nachher nicht die mindeste Kälte in unserm Umgang merken ließ, so war ich weit entfernt auch nur die geringste Lücke hinter ihm zu muthmaßen.“

„Diese und andere unborsichtige Reden stürzten mich ins Unglück; denn ich sprach ungeschert gegen die Anbetung der Bilder, die bey den Portugiesen sehr im Schwange geht, und behauptete Anbetung komme nur Gott allein zu, und nicht einem Stückchen Helfenbein oder Holz. — Der größte Fehler indessen, den ich begieng war der, daß ich einmahl die Unfehlbarkeit der Inquisiti-



sition laut läugnete. Die Rede war von der Gerechtigkeitsliebe der Menschen überhaupt. Ich war der Meinung, daß da alle Menschen nach Leidenschaften handelten, es kaum möglich seye, eine ganz unparthenische Gerichtsstelle zu finden. Ein Portugiese, der in der Gesellschaft war, versetzte hierauf: Portugal habe in diesem Stück einen großen Vorzug vor andern Ländern durch die heilige Inquisition, deren Schlüsse so gerecht und untrüglich seyen, als wenn sie Christus selbst ausgesprochen habe. Hitzig erwiderte ich: glaubt ihr denn daß die Inquisitoren weniger Menschen sind als andre — weniger von ihren Leidenschaften geleitet werden als andre Richter? — Mein Gegner antwortete: Redet nicht so! die Ursache warum die Schlüsse der Inquisition untrüglich sind ist: weil der heilige Geist bey ihr immer den Vorsitz in ihren geheimen Berathschlagungen hat. — Ich führte nun Beispiele an; allein an statt mei-



meinen Gegner zu überzeugen, erbitterte ich ihn nur noch mehr, und er versuchte nicht, sich ein Verdienst bey der Inquisition dadurch zu machen, daß er mich abermals der Ketzerey beschuldigte. "

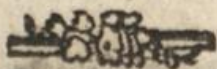
" Im Grunde waren alle diese Leute angestellte Rundschafter, die unsern unglücklichen Erzähler zuerst treuherzig machten, und denn aus seinen Aeußerungen das Gift saugten, und es dem heiligen Gerichte überbrachten. — Er fährt fort.

" Obgleich ein heiliger Eid die Benfizer der Inquisition verbindet, nichts von dem zu sagen, was im Innern derselben vorgeht, so erhielt ich doch Nachricht von dem Anschläge, der gegen mich geschmiedet worden war. "

" Ich glaubte das sicherste Mittel zu ergreifen; ich begab mich zum Kommissarius, an den ich ohnehin von würdigen Achtung

D

und



und Schonung verdienenden Personen empfohlen war, und stellte ihm den ganzen Hergang der Sache mit der kunstlosesten Aufrichtigkeit vor. Ich behauptete, daß ich darunter keine böse Absicht gehegt, und auch bey mir beschlossen habe, im Falle ich strafbar seye, mich zu bessern. "

Dieser eben so gute als vernünftige Mann, der, hätte es von ihm abgehangen, gewiß den Schlag aufgehalten haben würde, der mir drohte, gestand mir, daß meine Aeußerungen vielen Leuten Aergerniß gegeben hätten, wenn sie gleich nicht aus bösem Vorsatz geflossen, und an sich selbst auch nicht strafbar wären. Indessen hieng das Volk unauflöslich an seinen Vorurtheilen, die es für wahre Frömmigkeit halte, und ich allein sey doch zu schwach, der Reformator dieser Mißbräuche zu seyn; er wolle mir daher freundschaftlich rathen, dem Blinden lieber aus dem Wege zu gehn, als zu wagen von ihm angestoßen zu werden. "

„Beru-



„Beruhigt verließ ich den redlichen Vater, und dankte ihm aus der Tiefe meines Herzens für seinen väterlichen Rath, der eben so wohlgemeint als wahr war.

„Manuel Surtado de Mendoza, der Gouverneur von Daman, dessen ich schon erwähnt habe, mußte sich so glaubhaft hinter der Larve der Freundschaft gegen mich zu verstecken, daß ich, als ein junger unerfahrener Mensch, auch nicht den geringsten Argwohn gegen ihn schöpfte — Sein Groll rührte daher, weil ich öfters in der Gesellschaft eines Frauenzimmers in Daman erschien, in das er zum Sterben verliebt war, und mir Absichten zutraute an die ich nie gedacht hatte, überdieses seine Neigung zu dieser Dame nicht einmahl wußte. Er wollte mich auf immer von Daman entfernen, und suchte mich daher bey der Inquisition in Goa anzuschwärzen, und sein boshaftes Vorhaben gelang ihm.“



„Nicht genug daß der Gouverneur eifersüchtig auf mich war — auch ein Priester, der Sekretär des heiligen Gerichtes, hatte sich in die nehmliche Dame verliebt, und reichte dem Mendoza freudig die Hand zur Rache gegen mich. Ich erfuhr dieses in der Folge von der Dame selbst, die dieser gewissenlose Priester sogar im Beichtstuhl mit seinen schändlichen Zumuthungen bestürmt hatte.“

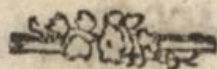
Ich wurde endlich am 24ten August 1673 des Abends, als ich eben von der Donna Percira kam, in Verhaft genommen. Diese sechzigjährige Dame hatte mich besonders in ihren Schutz genommen, weil ich als ein Arzt von Handwerk so glücklich gewesen war, ihre Tochter und Enkelin vom Tode zu retten. Die Aerzte in Indien sind die unwissendsten Leute von der Welt. Die Enkelin hatte ein heftiges hitziges Fieber. Statt ihr durch eine Aderlaß zur Hülfe zu kommen,



men, hatte ihr der Pandite, oder Indianische Arzt Spanischen Pfeffer auf den Kopf gelegt. Als ich gerufen wurde, nahm ich sogleich dieses tödtende Mittel hinweg, ließ ihr zur Ader, und in wenigen Tagen war sie außer Gefahr."

„Donna Percira hatte mich eben mit Geschenken überhäuft, und mir sogar eines ihrer Häuser, das ihrer eigenen Wohnung gegenüber lag, zum Gebrauch übergeben, als ich sie von Dank durchdrungen verließ, und auf dem Wege nach meinem Hause von dem Kriminalrichter angehalten wurde, ihm ins Gefängniß zu folgen."

„Mein Erstaunen war unbeschreiblich, zumal da man mir nicht sagte, auf wessen Geheiß und aus welcher Ursache ich ein Gefangener sey? — Ich wußte mich unschuldig, und glaubte mich entweder aus Irrthum, oder doch um einer unbedeutenden



Ursache willen in diesem Zustande zu befinden. Ich verließ mich überdieses auf die Redlichkeit des Vaters und die Freundschaft des Mendoza. Ich betrog mich außerordentlich, und als mir mein Führer im Gefängnis erst sagte, daß ich auf Befehl der Inquisition hier sey, fiel mir der Muth."

„Vergeblich bat ich mit dem Commissarius zu sprechen — er war nach Goa verreist. — Der Gouverneur ließ mir durch seine Leute sein Beileid bezeugen, und der Priester, der mich für seinen Nebenbuhler hielt, kam sogar an mein Gitter und weinte — gewiß Freudenthränen — keine Thränen der Menschenliebe."

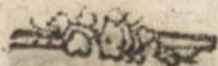
Wir wollen nun unsern Gefangenen seinen Betrachtungen überlassen, und eine kurze Beschreibung seines Gefängnisses, und der Art, wie die Opfer des Fanatismus —
der

der Herrschsucht — der Privatleidenschaft
dort behandelt werden, machen.

Die Gefängnisse in Daman liegen tiefer als der Stroom, der dichte dabey herfließt. Das macht sie natürlich feucht und ungesund. Unten sind zwey große Zimmer, wo die Gefangenen vom männlichen Geschlechte, und oben eines, wo die Frauenzimmer hingedet werden. Die beyden untern haben etwann vierzig Fuß in der Länge, und fünfzehn in der Breite. Nothdürftige Derter sind nicht da; folglich muß jeder Gefangener, deren oft vierzig an der Zahl sind, seine menschlichen Bedürfnisse grade zu auf dem Boden befriedigen. Da nun das Gefängnis nur einmahl in der Woche ausgefegt wird, so kann sich jeder selbst denken, welchen Gestank die Unglücklichen erdulden müssen. Unser Verfasser versichert, daß bey großer Hitze sich in dem Unflat so viel Würmer erzeugt haben, daß sie den Fußboden

D 4

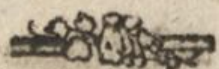
bedeck-



bedeckten, und bis auf die Betten der Gefangenen frochen.

Für die Verpflegung der Verhafteten wird von Obrigkeit wegen gar nicht gesorgt, sondern man verläßt sich auf die Barmherzigkeit wohlthätiger Menschen. Dadurch kommt es, daß die armen Leute oft Tage lang fasten müssen, und manche aus Verzweiflung den Hunger mit ihren eignen Excrementen zu stillen gesucht haben. — Der Verfasser sagt, daß einige Jahre vor ihm bis fünfzig Malabarische Corsaren hier eingesperrt waren, wovon sich aus Hunger ihrer vierzig mit der Leinwand ihrer Turbane erhiengen.

Wir wollen nun den Erzähler wieder selbst fortreden lassen. Ob er gleich auf Anrathen anderer sich schriftlich bey der Inquisition als schuldig angegeben hatte, in der Hoffnung, dadurch loszukommen, wurde

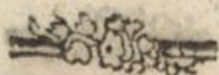


de er dennoch geschlossen nach Goa gebracht.

„Hier (fährt er fort) wurden wir in das dunkelste, unreinste, fürchterlichste Gefängniß, das ich je gesehen habe, gebracht. Es ist ein Keller, wo der Tag nur durch eine kleine Oefnung hineinfällt. Der Gestank ist unerträglich; denn der Abtritt ist ein trockener Brunnen mitten im Keller, der nie ausgelegt wird.“

„Als die Nacht hereinbrach, konnte ich mich nicht entschließen mich zu Bette zu legen, aus Furcht vor dem Ungeziefer. Ich brachte daher die Nacht stehend gegen die Mauer gelehnt zu.“

„Wir Gefangenen wurden nun alle nach dem heiligen Hause (Santa Casa) geführt. Es ward mir äußerst beschwerlich dahin zu kommen, weil man uns mit unsern schweren



Eisen über die Straße schleppte, und es ein langer Weg von dem Gefängnis bis zur Inquisition ist. "

„Man brachte uns in den großen Saal, wo man uns die Ketten abnahm, und ich war der erste, der zur Audienz geführt wurde. "

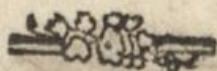
„Das Zimmer wo ich meinen Richter antraf, war blau und gelb in Seide tapeziert. Im Hintergrunde stand ein hohes Crucifix. Mitten im Zimmer war ein Geländer, das einen großen Tisch umgab. Der Sekretär saß mit dem Rücken gegen das Crucifix gekehrt, der Großinquisitor an der Seite auf einem Lehnstuhl, und mein Platz wurde mir grade gegen dem Sekretär über angewiesen.

„Als ich hereintratt, warf ich mich vor dem Inquisitor auf die Knie; er befahl mir



mir aber aufzustehen und mich zu setzen."

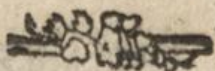
„Hierauf wurde ich um meinen Namen, meinen Stand, mein Vaterland befragt, und ob ich wisse warum ich in Verhaft genommen worden sey? — Mein Richter ermahnte mich es ohne Umschweife zu gestehen, weil dieses das einzige Mittel sey, bald wieder in Freyheit zu kommen. Ich warf mich nochmahls vor ihm auf die Knie und sagte mit Thränen: ich glaubte mein Verbrechen zu wissen, und wäre bereit mich anzuklagen, wenn er mich anhören wolle. Ohne im mindesten über meinen Schmerz gerührt zu werden, antwortete er mir mit kaltblütiger Miene: Er habe noch wichtigere Geschäfte als meine Angelegenheiten, und wolle mir sagen lassen, wann es Zeit wäre. Hierauf klingelte er, und der Kerkermeister führte mich in eine lange Gallerie, wo man meinen Koffer in meiner
und



und des Sekretärs Gegenwart öffnete, mich vom Kopf bis auf die Füße durchsuchte und mir nichts ließ als die Knöpfe und einen Ring, den ich am Finger trug, nebst einigen Goldstücken, die ich in die Kniebänder genäht hatte, welche man zu untersuchen nicht der Mühe werth hielt. "

„Der Sekretär verfertigte hierauf ein getreues Verzeichniß aller meiner Efecten, wovon ich aber das Wenigste wieder erhielt, ob er mich gleich auf das bündigste versicherte, daß mir bey meiner Loslassung nicht das Geringste würde vorenthalten werden. Selbst der Großinquisitor wiederholte mir diese Zusage öfter; allein der Erfolg bewies, daß man mich mit leeren Worten abgespeiset hatte. "

„Nachdem diese Ceremonie vorüber war, nahm mich der Kerkermeister bey der Hand und führte mich in eine nur zehn Schuh große



große Zelle. Hier schloß man mich ein und ich sah niemand bis den Abend als man mir mein Nachtessen brachte. Da ich in zweyen Tagen nichts gegessen hatte, so verzehrte ich meine Portion begierig, und ruhte auch darauf ein wenig."

"Den folgenden Morgen, als ich das Frühstück erhielt, forderte ich Bücher und meine Kämme; ich erhielt aber zur Antwort: daß selbst den Geistlichen ihr Brevier nicht gelassen würde, und die Kämme wären mir überflüssig. In dem Augenblick schnitt man die Haare vom ganzen Kopf ab. Dieses geschieht allen Gefangenen, weß Geschlechtes sie auch seyn mögen, entweder gleich beym Eintritt in die heiligen Gefängnisse, oder doch zuverlässig den folgenden Morgen."

Wir müssen nun diese Erzählung auf eine kurze Zeit unterbrechen, um den Leser
nä.



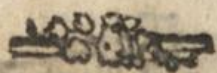
näher mit der innern Einrichtung des Inquisitionshauses in Goa und der Behandlung der Gefangenen daselbst bekannt zu machen.



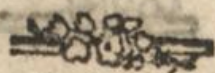
Anet:

U n e f d o t e n.

Menschenstudium ist ein reiches Geld
für den denkenden Beobachter.



Es ist eine große Kunst, die moralischen Gebrechen der Menschen zu heilen. Gemeinlich werden die unrechtlichen Mittel gewählt; Strenge, wo liebevolle Rücksicht weit mehr wirken würde, und oft verdirbt Strenge alles; Verachtung des Gebrechlichen, bey dem Schonung, Dultung seiner Schwäche ein inneres Gefühl erzeugt hätten, das ihn von selbst zurückgebracht haben würde. — Nicht selten rückt auch die Laune des einen dem andern etwas zum Fehler auf, weil er diesen unter unzähligen andern grade nicht hat — und das ist nur zu oft der Fall zumahl bey Vorgesetzten gegen Untergebene. Dann wird nur der Fehler durchs



Vergrößerungsglas betrachtet, und das Gute, das das Schlimme eines solchen Mannes bey weitem überwiegt, vorsehlich in den Schatten gestellt, weil man — nur den Fehler zu sehen wünscht. — Folgende wahre Anekdote mag zum Beweise eines Theils dieser Behauptungen dienen.

In dem Fürstenthum * * lebte ein wohlbehaltener Landmann, der, ob er gleich eine gute und fleißige Hausfrau hatte, dennoch nach Art der großen Herrn, sich neben her immer noch schöne Mägde hielt, mit denen er eben nicht immer im unschuldigsten Verständnisse lebte.

Seine Frau mochte wohl hin und wieder Verdacht geschöpft haben, aber sie schwieg und suchte durch liebevolles Zuvorkommen ihren ungetreuen Mann von seinen Ausschweifungen zurückzubringen. Es gelang ihr nicht, und sie ertrug ihren Kummer gedul-

dustig, zumahl da der Mann ihr im übrigen keine Gelegenheit zum Mißvergnügen gab. Sogar gegen ihre Nachbarinnen, die oft den Keim des Mißtrauens in ihr Herz pflanzen wollten, vertheidigte sie die Auf-
führung ihres Gatten mit Wärme.

Eines Tages hatte der Mann in seinem Weinberge zu arbeiten, und da die Frau eben durch andre Hausgeschäfte abgehalten wurde, so mußte die Magd ihn begleiten. — Das vertraute Paar glaubte sich hinter den Blättern der Reben sicher, weil es keine Seele in der ganzen Gegend abndete, und — überließ sich sorglos seiner strafbaren Neigung.

Unglücklicher Weise war ein abgesagter Feind des Bauern in der Nähe und entdeckte den Handel. Nicht genug, daß er sogleich das was er gesehen hatte, im Dorfe bekannt machte, er klagte auch seinen



Nach, barn auf dem Fürstlichen Consistorium
als einen Ehebrecher an.

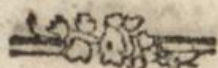
Der Mann wurde auf den nächsten
Consistorial-Tag citiert, und weil ihn sein
eigenes Gewissen die Ursache dieser Vorla-
dung errathen ließ, gerieth er in die tiefste
Schwermuth. Er konnte nicht essen, nicht
trinken, nicht schlafen. Umsonst drang sei-
ne Frau in ihn, ihr die Ursache dieser Verän-
derung zu entdecken; er blieb ihr immer die
Antwort schuldig. Inzwischen war ihr doch
auch der Vorgang zu Ohren gekommen,
und da sie den Befehl wußte, daß ihr Mann
auf dem Consistorium erscheinen sollte, auch
die Tücke des feindseligen Anbringers
kannte, so errieth sie gar leicht die Ursache
der Beängstigungen ihres Mannes. Sie
ersparte ihm deswegen das Selbstgeständ-
nis, und erklärte ihm, sie sey von der gan-
zen Sache unterrichtet; das that sie nicht
etwan mit einem Strohme von Vorwürfen,
son-



sondern mit dem tröstenden Zusatz: er solle kein Thor seyn sich darüber so sehr zu grämen, und sie nur machen lassen; sie wolle ihn schon aus dem bösen Handel herausziehen, wenn er ihr verspreche, daß er sich künftig besser aufführen wolle. Der Mann tief von dem Edelmuthe seiner Frau gerührt, bekannte alles, versprach alles mit reuerollem Herzen.

Der Tag erschien. Der Mann mußte sich auf ihr Geheiß krank stellen und zu Bette legen. Sie selbst gieng nach der Residenz und ließ sich auf dem Consistorium anmelden. Auf die Frage: was sie wolle, ihr Mann, nicht sie, sey befehligt worden, antwortete sie: ihr Mann sey krank, und sie wäre an seiner Stelle gekommen, um zu hören was er solle.

Die Rätthe waren in Verlegenheit: aber sie half ihnen auf die feinste Art her-



aus. Gewiß, sagte sie, hat uns unser Nachbar wieder ein Freundschaftsstück bewiesen. — Hier erzählte sie die ganze Geschichte mit allen Umständen, und nannte Tag, Zeit und Ort, wo die That geschehen war, so daß die Richter ihr gestanden, dieß sey die Ursache der Vorladung ihres Manns. Nun ihr Herrn, fuhr sie fort, da seht ihr doch, was unser Nachbar für ein böser Mann ist. Ich wars, die mit meinem Mann im Weinberge war, und die der gottlose Anbringer für meine Magd ausgegeben hat.

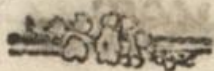
Die ganze Versammlung der Räte erstaunte, der Verfliegte wurde losgesprochen, und der Ankläger als ein Verläumder bestraft.

Mit dankbaren Thränen fiel ihr bey ihrer Zurückkunft ihr Mann um den Hals. Die Magd ward aus dem Hause geschast, und

und der Strafbare von diesem Augenblick
an der treueste Gatte, der zärtlichste Vater,
und der fleißigste Landwirth.

Und das war eine Bauersfrau!!





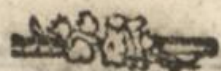
Ein Seitenstück zur vorigen Geschichte
ist die der Frau eines Juweliers in Paris
mit Namen Villard. (*)

Die.

(*) Ich habe diese Anekdote aus dem Munde eines wahrheitsliebenden Französischen Officiers, Herrn von Gaudemar von Royal Artillerie.

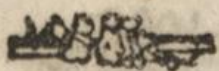
Diese Frau hatte ihren Mann bloß dem Willen ihrer Eltern zufolge, gegen ihre Neigung, oder vielleicht, da sie noch sehr jung war, ganz ohne Neigung geheiratet. Sie war schön und lebhaft, Villard rechtschaffen, zuvorkommend gegen seine Gattin, aber, schon in den Jahren des ausgebildeten Mannes, hatte er nicht das einschmeichelnde Wesen gegen ein junges Frauenzimmer, das dem Nationalcharakter der Französinen angemessen, von ihnen gefordert wird. — Sie lebten einige Jahre zwar in gutem Vernehmen mit einander, aber er konnte es doch nicht dahin bringen, die ganze herzliche Liebe seiner Frau zu gewinnen, nach der er sich so herzlich sehnnte.

Das Gewerbe des Villard gab allerley Gattungen von Menschen freyen Zutritt in sein Haus, und er war weit entfernt, bey ollen Schmeichelern, die seinem schönen Weibe von hundert jungen Laffen vor-



gesagt wurden, nur den Schatten von Eifersucht zu nähren, im Gegentheil die Frau hatte alle Freiheit in Begleitung ihres Cammermädchens, wenn ihn seine Geschäfte zurückhielten, ins Schauspiel, auf die Promenade, sogar auf die Redoute zu gehen, und da er wohlhabend war, so ließ er es ihr auch nicht an anständigem Putz und andern kindischen Bedürfnissen fehlen, wenn er ihr nur eine Freude dadurch machen konnte.

Ein junger, wohlgebildeter Mousquetair Noir von sehr reichen Eltern, hatte längst ein Auge auf diese blühende Schönheit geworfen, und seine Schmeicheleyen machten den gewünschten Eindruck bey der jungen Frau, die kaum den Sinn des Wortes: Verführung kannte. Er kam oft ins Haus des Juweliers, und verließ es niemahls ohne Sachen von Werth gekauft zu haben. Daher entstand eine gewisse Vertraulichkeit
zwi.



zwischen ihm, dem Villard und dem Gegenstande seiner Begierde.

Ohne Vertraute lassen sich solche Intriguen nicht spielen. Das Cammermädchen, das ohne Zweifel erfahrner in den Künsten der Buhlschaft war, als seine Gebieterin, wurde bestochen, man sah sich im Schauspiel, auf der Promenade, auf der Redoute, und der Mousquetair gefiel immer besser. Vom Liebäugeln kam es zu Liebesbriefchen, von da zu Geschenken, die dem Mann sorgfältig verborgen wurden, und ein diamentenes Halsband von besonderer Schönheit war im Begriff den Sieg des Kriegers zu krönen, denn schon war der Ort der Zusammenkunft auf den Abend verabredet.

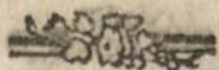
Ein treuer Bedienter des Juweliers hatte nicht nur schon lange Mißtrauen in das Betragen des Mousquetair gesetzt, sondern



dem überzeugte sich durch dieses Halsband von der Wahrheit seiner Muthmaßung. — Das Mädchen hatte vor dem Hause seines Herrn eine lange Unterredung mit einem, ihm unbekannten Menschen gehabt, und er sah, daß dieser dem Mädchen zuletzt ein Päckchen heimlich gesteckte.

Das Halsband wurde, sobald es im Speisezimmer, wo eben die junge Frau ihren Mann erwartete, angekommen war, verstohlen betrachtet, und es gefiel ungemein. In diesem Augenblick tratt der Bediente, der noch nichts böses ahndete, herein, um etwas zu fragen. Mit glühender Wange und bestürzter Gebärde steckte Madam das Päckchen geschwinde hinter den Spiegel, und das fiel dem Menschen auf. Indem kam Villard nach Haus, das Cammermädchen entfernte sich eiligst, vermuthlich um keinen Verdacht zu erregen, und das Halsband war nicht mehr in Sicherheit zu bringen.

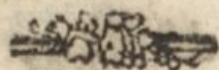
Wer



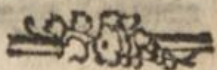
Wer konnte aber glauben daß es hinter dem Spiegel entdeckt werden sollte.

Der Bediente gieng seinem Herrn auf der halben Treppe entgegen, und flüsterte ihm den ganzen Vorgang und seine Vermuthung ins Ohr. Villard schöpfte zum erstenmahl Argwohn gegen seine Frau, und kam ernster wie gewöhnlich ins Zimmer. Sie bot alle Künste der Verstellung auf, und war so freundlich gegen ihren Mann als sie es noch nie gewesen war. Dieses vermehrte seinen Argwohn; aber er ließ sich nichts merken.

Sie setzten sich zu Tische. Er entfernte den Bedienten und lenkte das Gespräch auf die Untreue der Weiber, und wie leicht auch die Tugendhafteste durch die feinen Kunstgriffe eines niederträchtigen Verführers betört werden könne. Wenn du, fügte er hinzu, mich so hintergehen könntest, so wäre



wäre das mein größtes Unglück, daß ich dem ohngeachtet nicht fähig wäre dich zu hassen, weil ich dich zu heftig liebe. — Sie gerieth in die äußerste Verwirrung, und stammelte Versicherungen unverbrüchlicher Treue, reinsten Bärtlichkeit daher. Villard fuhr fort: wenn du aber schon auf dem Wege wärest mich in dieses Unglück zu stürzen? — Sie erschrak daß sie bebte, als mit diesen Worten ihr Mann das Päckchen hinter dem Spiegel hervorholte und es ihr überreichte. Sie fiel, ängstlich die schrecklichen Folgen dieser Scene erwartend, zu seinen Füßen nieder. Er hob sie mit Lebhaftigkeit auf und schloß sie in seine Arme. — Was hab ich, rief er aus, dir je gethan, daß du auf solche Abwege geräthst — und doch muß die Schuld an mir liegen, daß ich nie deine ganze Liebe erwerben konnte. Sag es mir — ich will alles thun, was dir gefällt, alles anopfern, wenn ich nur wüßte womit ich dein Herz ge-



gewinnen könnte. Noch bist du unschuldig, das weiß ich; aber wie nahe warst du deinem Falle!

Sprachlos, schluchzend hieng sie an seinem Halse, und es dauerte lange, ehe sie Worte hervorbringen konnte. Schnell wie das Zünden des Blizes loderte die Flamme der Liebe zu ihrem so gütigen Manne in dem Herzen der armen Verirrten auf, und sie fühlte zum erstenmale in ihrem Leben die Seeligkeit einer unsträflichen Neigung. — Als sie sich hinlänglich erholt hatte, wurden dem Mousquetair Geschenke und Billets mit einem förmlichen Abschied zurückgeschickt, und das Kammermädchen ohne weitere Abhandlung seiner Dienste entlassen.

Von nun an konnte es Villard nicht mehr dahin bringen, daß seine Frau ohne ihn aus dem Hause gieng oder Gesellschaft annahm, und die beiden Gatten lebten in
be-

Neidenswerther Eintracht, die ein anderer
Ehmann, der weniger Sanftmuth, Klugheit
und Kennntnis des weiblichen Herzens ge-
habt, auf ewig verscheucht hätte.

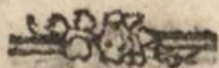




III.

Die Tochter eines Edelmanns aus einem guten Hause war Gesellschafts- Fräulein an einem kleinen deutschen Hofe. Obgleich ihr Vater nicht sehr wohlhabend war, so hatte sie doch eine treffliche Erziehung genossen, und ihr sanfter Charakter schien mit ihrer einnehmenden Bildung um den Vorzug zu wetteifern. — Wir wollen das liebe Mädchen Charlotte heißen, denn der Leser wird nicht verlangen daß wir ihren Familiennahmen, oder den Ort wo sich die Geschichte zutrug, nennen.

Obgleich der Hof klein war, so herrschte doch an demselben eine würdevolle Belebung.



bende Freiheit, die den meisten fehlt, so daß er häufig von Fremden besucht wurde. Die großen Großen und kleinen Großen wissen selten, wie viel sie durch anständiges Zuborkommen und freundliches Herablassen gewinnen könnten, sonst würde ihnen nicht so oft ihr Uebermuth unerfetzlichen Schaden in den Herzen der bessern Menschenklasse thun.

Ein junger Mensch, der sich einen Zaron nannte, fand sich auch hier ein. Seine Figur, seine Art sich zu kleiden, sprachen für ihn, und er hatte die gewöhnlichen zudringlichen Manieren der Avanturiers (*), die oft — fast gemeiniglich mehr gelten als das schüchterne Verdienst.

Die

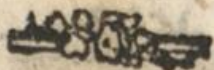
(*) Ich weiß dieses Wort nicht zu übersetzen, denn das deutsche Wort Betrüger ist doch wohl zu hart.



Die unerfahrene Charlotte fühlte, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, unbekannte Regungen in ihrem, zur Liebe geschaffenen Herzen, und hörte Anfangs alle Schmeichelen, die er ihr vorsagte, mit heimlichem Vergnügen, nach und nach wurden sie ihr unentbehrlich, und am Ende erwiederte sie solche.

Der Baron prahlte viel mit Rittergütern, ließ überall Goldstücke fliegen, und spielte durchaus die Rolle des unerschöpflich reichen Mannes. — Die Sache kam endlich so weit, daß Charlottens Gebieterin selbst diese Heyrath als ein Glück für das gute Mädchen ansah, und da die Damen in einem gewissen Alter obnehin gern Heyrathen stiften, sich in die Sache mischte, um sie in Bewegung zu setzen.

Charlottens Eltern ergriffen diese Versorgung ihrer geliebten Tochter mit beiden Händen, und gaben ihre Einwilligung von ganzem Herzen. — Der Verlobung und dem Ehekontrakt folgte bald die priesterliche



Trauung, und der ganze Hof nahm Antheil an dem Glück des jungen Paares.

Noch verschiedene Wochen hielten sich die Neuvermählten am Hofe auf, und dann gieng die Reise nach dem Schlosse, das auf der Sächsischen Gränze liegen sollte. Niemand von ihrer Bekanntschaft begleitete Charlotten — nicht einmal ihre bisherige Aufwärterin durfte sie mitnehmen, weil ihr Gatte sie versicherte, daß er bereits für ihre anständige Bedienung gesorgt habe.

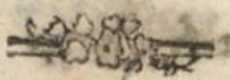
Nach einigen Tagereisen kamen sie gegen Abend in der Dämmerung bey einem abgelegenen Hause an, das der Baron ein Vorwerk seiner Güter nannte, wo sie übernachten wollten. Charlotte sah da eine Anzahl rüstiger Pürsche und großer Hunde, sah aber mit Verwunderung, daß die Knechte des Vorwerks kaum den Hut vor ihrem gnädigen Herrn abzogen, die Hunde aber freundlich um ihn her sprangen, als wenn sie sich freuten, einen alten Bekannten wie der zu sehen.

Char.



Charlotte argwohnte indessen das Schicksal nicht, das ihrer wartete, und schlief, von der Reise obnehin ermüdet, die Nacht ruhig. Als sie in der Frühe des andern Morgens erwachte, war sie nicht wenig verwundert, ihren Garten nicht mehr neben sich zu sehen, und glaubte es müste schon sehr spät seyn. Sie stand auf und gieng ans Fenster. — Hier fiel Todesschrecken an ihr Herz, als sie den geliebten Gemahl mit andern seines Gleichen beschäftigt sah, einem todten Pferde die Haut abzuziehen.

Sie durfte nun nicht mehr zweifeln, daß sie auf das schändlichste betrogen und die Frau eines Abdeckers sey. Die Arbeit ihres Mannes, der erst nach etlichen Stunden wieder in die Stube trat, ließ ihr Zeit, durch einen Strom von Thränen ihrem Herzen Luft zu machen, und sich wieder zu sammeln. Sie beschloß den elenden Betrüger auf das schleunigste zu verlassen. Da sie aber fürchtete, an der Ausführung ihres Vor-



Vorsatzes durch Gewalt gehindert zu werden, so nahm sie Zuflucht zur Verstellung. Freundlich frug sie den Urheber ihres Unglücks: ob sie nicht bald weiter reisen würden, und that nicht, als wenn sie etwas merkte. Auf die Antwort, daß sie erst in einigen Tagen wieder abreisen könnten, schien sie beruhigt und entschuldigte ihre verweinten Augen mit dem glaubhaften Vorwand: die weite Entfernung von Freunden und Bekannten gehe ihr nahe.

Da ihr Mann seinen Geschäften in der Nachbarschaft nachgieng und nichts argwohnte, fand sie nach wenigen Tagen Mittel zu entfliehen.

Von ihrem ferneren Schicksal wissen wir nichts. Wahrscheinlich hat sie in der Einsamkeit ihre Schande nicht lange überlebt.



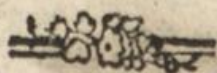
IV.

Ein Reisender sah sich genöthigt in einem einsam abgelegenen Wirtshause zu übernachten. Gleich beim Eintritt schien ihm das Haus verdächtig, und er war deswegen auf seiner Huth; denn es stießen ihm überall baumstarke Kerls mit garstigen Physiognomien auf, die ihn nicht mit Unrecht vermuthen ließen, daß er sich in einer Mördergrube befinde. (*)

Q4

Er

(*) Diese Geschichte wird als wahr behauptet, und soll sich in älteren Zeiten auf dem Spessart, der damahls seiner Unsicherheit wegen berüchtigt war, zugegetragen haben.

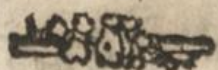


Er forderte zwei Lichter, die ihm der Wirth anfangs durch mancherley Ausflüchte verweigerte, aber zuletzt, da der Fremde noch in der Nacht abzureisen drohte, doch gewährte. Er legte seine geladenen Pistolen vor sich auf den Tisch, nahm seinen Bedienten ins Zimmer, und verschloß die Thüre.

Nach etwann einer Stunde kömmt der Wirth an die Thüre und verlangt eingelassen zu werden. Der Reisende beharrt aber standhaft darauf, daß niemand nichts in seinem Zimmer zu schaffen habe — Kurz drauf erscheint der Wirth zum zweytenmahl vor der Thüre, und bittet seinen Gast auf das dringendste, einen Passagier, der eben angekommen, und für den kein Platz mehr im Hause sey, zu sich in die Stube zu nehmen.

Der Fremde schöpfte nun immer mehr Verdacht, und erklärte mit drohender Stimme, daß er dem ersten, der mit Gewalt

in



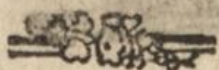
in sein Zimmer dringen wolle, eine Kugel vor den Kopf schießen würde, und wenn es der Wirth selbst sey.

Diese Drohung benahm dem Wirth die Hofnung, seinen Zweck auf solche Weise zu erreichen. Er machte große Entschuldigungen, und versprach den Herrn nicht mehr zu belästigen, er möge sich nur zur Ruhe begeben. Er hielt Wort; denn alles ward im Hause still, und der müde Reisende wollte sich zu Bette legen, indessen sein Bedienter wachen sollte.

Als er sich, mit dem Licht in der Hand dem Bette näherte, ward er einige Blutflecken gewahr. Nicht sowohl die Furcht, denn er hielt sich bey seiner verschlossenen Thüre sicher, als der Eckel, den der Gedanke in ihm erregte, daß vielleicht ein Kranker in diesem Bette geschlafen habe, bestimmten ihn, lieber den Anbruch des Tages auf dem Stuhle zu erwarten.

Still saß er da eine lange Zeit ohne daß ein Wort geredet wurde. Die Rotte glaubte ihn im tiefsten Schläfe. Auf einmal wird er gewahr, daß das Bett sich bewegt, hierauf mit Geprassel zusammenfällt, und endlich durch eine Fallthüre in der Decke des Zimmers in die Höhe gezogen wird. Zugleich hörte er, daß verschiedene Stimmen riefen: Wir haben ihn — wir haben ihn! —

Nun wußte er wo er war, und daß dieses Bett eine mörderische Maschine sey, aus der er nie wieder lebendig gekommen wäre, wenn sein Eckel ihn nicht bewahrt hätte. Er benutzte die Unordnung welche der vermeinte glückliche Fang unter den Mördern bewirkt hatte, eilte, die Pistolen gespannt in der Hand, nach dem Stall, wo seine Pferde noch gesattelt standen, und ritt ungehindert davon.



V.

Ein elender Spion der Polizen in Paris, hielt einen Menschen im Palais. Royal am 9ten July 1789. unter dem Vorwand an, er sey gebrandmarkt. Der Beschuldigte erbot sich seine Unschuld zu beweisen und entkleidete sich auf der Stelle. Nun aber verlangte er das nehmliche von seinem Ankläger. — Eine Menge Zuschauer nöthigte diesen, nach langem Wiederstreben dazu, und — es fand sich, daß der schurkische Ankläger selbst zweymahl gebrandmarkt war.

Nun



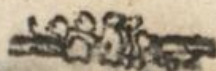
Nun wurde die Menge der Umstehenden rasend, zumahl da der Beschuldigte für einen rechtschaffenen Kaufmann erkannt wurde. Man warf den Spion in einen Wasserbehälter des Gartens, und als er genug darin herum geschwommen war, zog man ihn heraus und prügelte ihn erbärmlich. Man schnitt ihm die Haare ab, führte ihn durch die Stadt, er mußte vor dem Hause des Kaufmanns demüthige Abbitte thun, und alle Fuhrleute, die dem Zuge begegneten, wurden genöthigt, ihn mit Peitschenhieben zu begrüßen.

So mit Wunden bedeckt und blutend wäre er beynahe den Händen seiner Henker entschlüpft, als ein Metzgerknecht, auf das Geschrey des zusammengelaufenen Pöbels ihm einen so fürchterlichen Schlag mit dem Stahl, auf dem diese Leute ihre Messer abzustreichen pflegen, versetzte, daß er sterbend zu Boden sank. —

Raum

Kein Raum hatte man Zeit ihn ins Spital zu bringen, wo er als ein Opfer seines garrstigen Gewerbes und der Wuth eines zügellosen Pöbels starb.





VI.

Ein Sächsischer Stabsofficier (*) kam im siebenjährigen Kriege bei sehr übelem Wetter in ein kleines Dorf, das an dem Fuße ei.

(*) Derjenige, von dem ich diese Anekdote habe, hatte den Namen des Dorfes vergessen, den des Officiers aber nie gewußt; aber mehrere, die ich darüber gesprochen habe, bestätigen die Geschichte.

eines Felsen lag, auf dem ein zerfallenes altes Schloß stand. Es war Nacht, der Officier müde, und das Dörfchen wimmelte voll Truppen, so daß er auch nicht einmahl ein Strohlager in einem Winkel eines Bauernhauses haben konnte. Er frug den Wirth in dem Hause wo er abgestiegen war: ob das Schloß auch mit Soldaten belegt sey? — Nein antwortete dieser, mit einer vielsagenden Mine. — Nun, versetzte der Officier, so führt mich dahin und gebt mir nur ein wenig Stroh.

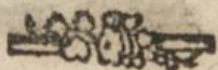
Der Wirth schwieg. Der Officier drang von neuem in ihn, ihm den Weg nach dem Schlosse zu zeigen. — Und wenn sie mir tausend Thaler geben, so thu ichs doch nicht, sagte der Wirth. — Was habt ihr für Bedencklichkeiten? erwiederte der Officier, es ist Krieg, ich bin in Feindes Land, und kein Mensch wird euch Vorwürfe drüber machen. — Der Wirth blieb bey
sei.



seiner Weigerung, als er aber den Officier fest entschlossen sah, den Weg zur Burg selbst zu suchen, so fieng er an ihn aufs dringendste zu bitten, von seinem Vorsatz abzustehen.

Dieses machte den Officier aufmerksam. Mit guten Worten und Drohungen bracht er endlich das Geständnis von dem Bauern heraus: daß dieses Schloß vor zehn Jahren noch bewohnt gewesen, und noch bis diese Stunde im Innern in wohnbahrem Stande sey, ob es gleich sein Besitzer verfallen ließe. Seit dieser Zeit aber spuke es so gewaltig darin, daß kein Mensch mehr im Stande sey sich zu erhalten.

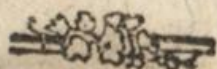
Der Officier lachte aus vollem Halse bey dieser Erzählung und der fürchterlichen Beschreibung, die der abergläubige Wirth von der schrecklichen Gestalt des Gespenstes machte, und bestand um so
mehr



Darauf in der Burg zu übernachten. Flehentlich bat ihn der Wirth sein Leben zu schonen, indem das Gespenst schon mehr als einen Wagehals bis auf den Tod geprügelt habe. Der Officier aber beharrte so fest auf seinem Entschluß, daß der gutmüthige Wirth endlich nachgab, und dem beherzten Officier durch einen seiner Knechte den Weg zum Schlosse weisen ließ.

Der Officier ließ sich zwei Lichter geben, lud seine Pistolen scharf, gürtete seinen Degen um, und folgte so bewafnet in Begleitung seines Reitknechtes dem Führer, der mit der Laterne in der Hand ihn bis auf den Gipfel des Felsens brachte. Hier gab der furchtsame Führer dem Reitknecht die Leuchte, und stolperte unter Pfeifen, Singen und Fluchen, ohne sich umzusehen den Felsen wieder hinab.

Der Wirth hatte dem Officier ein Zimmer deutlich beschrieben, in welchem sogar für den Geist immer ein Bett in Be-

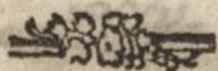


reitschaft steden mußte. Dieser fand das Zimmer ohne Mühe, ließ sich auskleiden und schickte den Reitknecht, nachdem er seine beiden Lichter angezündet hatte, mit der Laterne zu den Pferden zurück.

Der unerschrockne Mann legte sich ins Bett, das reinlich und mit allem Zugehör versehen war. Seine Lichter und Pistolen auf dem Tische, seinen Degen an der Seite im Bett, erwartete er die Ankunft des Geistes mit eben der Ruhe, als er schon oft dem ankommenden Schlachtgetümmel entgegen gehört hatte.

Es dauerte nicht lange, so verkündigte ein gewaltiges Kettenraffeln ihm die Ankunft seines grauenvollen Gastes. Die Thüre des Zimmers gieng auf und eine fürchterliche Gestalt, die einem aufrechtstehenden Bären ganz ähnlich sah, erschien.

Der Officier rief: wer ist da? oder ich schieße! — Keine Antwort als ein dumpfes Gebrülle. — Der Mann mit dem festen



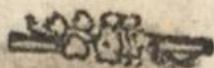
sten Ruthe schoß mit seinem Pistol auf den Popanz, aber die Kugel preßte ab. — Er mutmasete gleich, daß das Gespenst sich auf solche Fälle vorbereitet habe, lud sein Pistol von neuem; allein der zweyte Schuß that nicht mehr Wirkung als der erste.

Nun näherte sich der Geist dem Bette, spie Feuer aus seinem Rachen (*) und fand Mittel die beyden Lichter auszublasen. Der Officier ergriff seinen Degen und eilte im dunkeln dem Gespenste nach, ergriff es und suchte es zu überwinden. — Aber auf einmal sah er sich mit seinem Gegner gang sanft durch eine Fallthüre in einen untern Saal versetzt, wo eine Menge Menschen beyderley Geschlechtes an einer großen Tafel schwelgten.

R 2

Die

(*) Diese Kunst kann man bey den Taschenspielern sehn. Sie verschlingen erst eine Menge Gewirk und blasen dann vermittelst eines angezündeten Stückchen Schwammes das Gewirk zu hellen Flammen an.

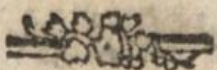


Die Bestürzung des Officiers läßt sich leicht denken. — Doch faßt er sich und redete die Gesellschaft mit diesen Worten an:

„Ich weiß nicht wo ich bin; aber wo
„mir ein Haar gekrümmt wird, so
„wird nach mir gefragt und alles un-
„tersucht werden, denn man weiß
„meinen Vorsatz hier zu übernachten;
„geh ich verloren, so wird man mich
„zuverlässig hier suchen.“

Diese Anrede machte die Gesellschaft stuhend. Man lispelte sich in die Ohren. Das Resultat der geheimen Conferenz war, daß man dem Officier sicheres Geleit versprach, und ihn nöthigte Theil an dem Freudenmahl zu nehmen. Er that's, ließ sich wohl schmecken und nicht die mindeste Furcht blicken, ob er gleich noch ungewiß war, welche Wendung die Geschichte nehmen könnte.

Nach aufgehobenem Mahl nahm einer aus der Gesellschaft das Wort. Wir sind,
sag



sagte er, falsche Münzer. Um einen sichern Zufluchtsort zu haben, und unser Handwerk ohne Gefahr treiben zu können, siengen wir diese Gespenstergeschichte an. Alle ihre Pistolenkugeln würden auf den festgepauserten Geist keine Wirkung gethan haben. Nicht nur Eisen, sondern auch behärte Bärenfelle schützten ihn vor Schuß und Sieb. Nur ihrer Saust getraute er sich nicht zu widerstehen, und dadurch geschah es, daß sie durch die Fallthüre in diesen unterirdischen Saal versetzt worden sind. — Sie sind ein Mann von Kopf und Muth, fuhr der Redner fort, und wir wollen sie sicher in ihr Schlafzimmer zurückbringen, wenn sie uns ihr Ehrenwort geben, uns nicht zu verrathen; das ist uns genug, denn sonst sind sie auf keiner Straße sicher, und es ist um ihr Leben gethan.

Er gab sein Ehrenwort, und man begleitete ihn zurück auf sein Zimmer. — Lang'



dacht' er dem Vorgang nach, den er halb für einen Traum halten mußte. Endlich überwältigte ihn der Schlaf, und er schlief ruhig bis an den Morgen, wo sein Reitknecht ihn weckte, der vor Bangigkeit über seinen Herrn kein Auge zugethan, und die ganze Nacht hindurch die schrecklichsten Geschichten von dem beängstigten Wirthge angehört hatte.

Der Officier kleidete sich an, und wurde von dem Wirth und der Wirthin wie ein Wunderthier empfangen. — Wie giengs? — Ey das ist ja ein Wunder, das ihnen das Gespenst den Hals nicht umgedreht hat! — Ich habe nichts gesehn und nichts gehört! erwiederte der Geistesseher; ließ seine Pferde satteln und ritt fort.

Der Officier hielt Wort, und sagte niemanden eine Silbe von dem so sonderbaren Vorgang.

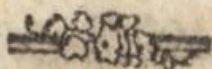
Meh.

Mehrere Jahre hernach, als er schon Generalmajor war, ritt er über die Elbbrücke in Dresden. — Ein unbekannter Mensch fiel ihm in den Sattel des Pferdes und sagte:

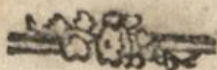
„Nun können sie freymüthig ihre Geschichte erzählen. Sie sind ein Mann von Wort. Wir haben unser Glück gemacht, und geben nun dieses gefährliche Handwerk auf.“

Mit diesen Worten verließ er den General und verlor sich unter der Menge. Dieser kehrte sogleich um und lud einige seiner Freunde zur Mittagstafel, denen er sein Abenteuer der Länge nach erzählte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Geschichte bald ruchtbar wurde. Die Obrigkeit hielt es für Pflicht, auf die falschen Münzer zu inquiren, allein es war auch nicht die geringste Spur zu entdecken, vielweniger nur



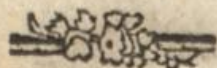
einen Schatten von Verdacht auf jemanden zu bringen. Indes wurde das Schloß untersucht, und man fand in einem großen unterirdischen Zimmer alle mögliche Geräthschaften zu einer wohl eingerichteten vollständigen Münze.



VII.

Wir wollen hier zwey nicht ganz allgemein bekannte Anekdoten Friedrichs des Einzigen in Preußen hersehen, die den wahren Verehrern dieses großen Fürsten nicht unwillkommen seyn werden.

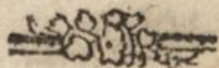
Als Kronprinz kam er nach Ruppin und lernte dort einen alten Bürger kennen, der ihm die Geschichte der Schlacht bey



Sehrbellin sehr richtig erzählte. Friedrich nahm ihn in seinen Wagen und fuhr nach dem Wadtplatz, wo ihm der Bürger alles anschaulich zeigte. — Im Rückweg wollte der Kronprinz seinen Spaß mit dem alten Manne haben. — Vater, frug er ihn, wißt ihr denn nicht warum die beyden Herrn sich mit einander gestritten haben. — Der Alte erwiederte: O ja, Ihro Königlichen Hoheiten das will ich so wohl sagen.

Als unsre Eborförste es jung gewest, hât he in Utrecht studiert, und da is de König von Schweden als Prinz obß gewest. Da hebben nu de beede Herrn sich vertörnt, hebben sich in den Haaren gelegen, und dit is nu die Picke davon! — Friedrich freute sich der Treuherzigkeit des Alten und beschenkte ihn.

Auf



Auf der Reise nach den Colonien in der Gegend von Zehrbellin, die Friedrich nach geschlossenem Teschner Frieden 1779 besuchte, hielt er in Rathenow im Posthause Mittag, wo der Obristlieutenant von Bachhof von den Karabiniers mit ihm speisete. — Der König war aufgeräumt und unter andern Gesprächen sagte er: Hör er mahl: wie ist es ihm gegangen im letzten Kriege? vermutlich schlecht? Ihr habt in Sachsen auch nichts ausgerichtet, das macht: wir haben nicht gegen Menschen, sondern gegen Canonen gefochten. Ich hätte können was ausrichten, allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert, und unschuldig Menschenblut vergossen; aber dann wär ich werth gewesen daß man mich vor die Fahnenwache gelegt und mir einen öffentlichen Produkt gegeben hätte. — Die Kriege werden fürchterlich zu führen.



Dies ist rührend, aus dem Munde eines großen Siegers zu hören, sagte Backhof mit Thränen.



Theodor Agrippa d'Aubigne,

Stallmeister Heinrichs IV.,

Königs in Frankreich.

2. Proportio 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Stallmeyer, Johann, 1711.

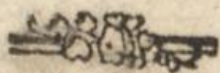
Königsberg, 1711.

1711



Theodor Agrippa d'Aubigne
war schon von seiner ersten Jugend ein Ball
des Schicksals, und die Natur hatte ihn mit
allen Eigenschaften eines großen Mannes
ausgerüstet, der Kraft hatte den Stürmen
des Schicksals zu trotzen.

Er war am 8ten Februar 1550 auf dem
Schlosse Maury bey Pons geboren. Seine
Mutter starb über seiner Geburt. Sein
Vater



Vater verheyrathete sich wieder, und da die Stiefmutter den kleinen Theodor nicht leyden konnte, so wurde er außer dem Väterlichen Hause erzogen. Er äußerte früh' ausnehmende Fähigkeiten und übersetzte schon in seinem siebenden Jahre den Crito des Plato.

Als er acht Jahre alt war, nahm ihn sein Vater mit nach Paris. Sie kamen durch Amboise (*) grade an einem Markttage. Sein Vater erblickte hier die Köpfe seiner ermordeten Freunde, die mit ihm in der Verbindung von Amboise gestanden hatten, auf Pfählen stecken. Da sie noch kenntlich waren so gerieth der alte d'Aubig.

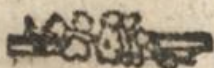
(*) Stadt in der Landschaft Touraine an der Loire mit einem Schlosse welches ein Staatsgefängnis für vornehme Verbrecher ist.



bigne in eine solche Wuth, daß er mitten unter einer Menge Volkes ausrief: sie haben Frankreich enthauptet, die Henkersknechte! — Mit Mühe konnte er und sein Gefolge der Raserei des Pöbels entgehen. Er gab seinem Pferde die Sporen, und der kleine Theodor folgte ihm mit verhängtem Zügel.

Als sie den Händen der aufgebrachten Menge entronnen waren, legte der Vater seinem Sohne die Hand auf den Scheidel und sagte: Mein Sohn! ich befehle dir, daß du deinen Kopf nicht schonest, so wie ich den meinigen nicht schonen werde, um diese glorreichen Anführer zu rächen, deren Köpfe du gesehen hast. Ist dir dein Kopf hierzu zu lieb; so geb ich dir meinen Gluck.

In Paris that der alte d'Anbigne unsern Helden zu einem berühmten Gelehrten, mit Namen Beroald, um seine Studien
S fort=



fortzusetzen, dem er den Liebling seines Herzens auf das beste empfahl. Der Lehrer gewann seinen Zögling bald lieb, und der Schüler faßte begierig alle Lehren der Weisheit seines Mentors auf.

Die Ueberrumpelung der Stadt Orleans durch den Prinzen von Conde gab das Signal zu einem der blutigsten bürgerlichen Kriege. Die Verfolgung der Hugenotten, welcher Religionsparthey die Familie d'Aubigne zugethan war, das Morden und Verbrennen dieser unschuldigen Leute war unbeschreiblich, und selbst Beroald war mit seiner Familie und seinen Lehrlingen in Paris in der äußersten Gefahr, und rettete sich durch die Flucht. Theodor war über nichts trauriger, als daß er sich von seinen Büchern trennen mußte, deren zu viele waren, als daß man sie hätte mitschleppen können. Er weinte bitterlich über diesen Verlust. Beroald ergriff ihn bey der Hand und tröstete ihn mit folgenden Worten: wie glück.

glücklich bist du mein kleiner Freund, daß du schon so früh im Stande bist etwas um dessen willen aufzuopfern, dem du alles zu verdanken hast. Diese Anrede beruhigte die aufkeimende große Seele Theodors.

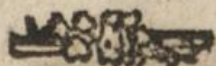
Die Flüchtlinge nahmen ihren Weg nach Coudrai, und erreichten bald die Festung Courances, wo sie sich sicher glaubten. Hier aber fanden sie den Ritter Dachon, der den Ort mit hundert Reutern besetzt hielt. Dieser eifrige Verfolger der Protestanten nahm sogleich die ganze Gesellschaft in Verhaft. Theodor, der um seine Bücher geweint hatte, vergoß nun keine Zähre, nur das schmerzte ihn tief, daß man ihm seinen kleinen silbernen Degen abnahm.

Da der kleine d'Anbigne sehr nett gekleidet war und gut aussah, übrigens viel Lebhaftigkeit und Verstand verrieth, so



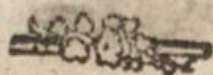
schlossen einige Officiere der Garnison ganz richtig, daß er von gutem Herkommen seyn müsse. Sie führten ihn zum Commandanten. Dieser gab ihm deutlich zu erkennen, daß die ganze Gesellschaft zum Feuer verurtheilt sey, wenn sie nicht in den Schooß der Römischen Kirche zurückkehren wollte, und auf dem Richtplatz würde es zu spät seyn, das Leben durch Verläugnung der Kezereien zu erkaufen. Der kleine Theodor antwortete mit bewundernswürdiger Unerschrockenheit: sein Abscheu gegen die Messe überwinde bey ihm die Furcht vor dem Scheiterhaufen.

Die Gesellschaft des Commandanten tanzte. Man nöthigte den kleinen Gefangenen mitzutanzten. Er that es ohne eine Spur von Unruhe auf seinem Gesichte bli-
cken zu lassen. Er trug den lauten Befehl aller Anwesenden davon. Das hinder-
te



te aber nicht, daß er wieder in sein Gefängniß wandern mußte, wohin ihn der Kerkermeister unter Schimpfen und Drohen zurückführte.

Er erzählte nun seinem Freund Beroald alles was ihm begegnet war und theilte ihm auch die Erklärung des Comandanten mit. Die Bestürzung der Gefangenen ben denen sich auch drey Frauenzimmer von Beroalds Familie befanden, war außerordentlich. Aber dieser würdige Mann trocknete die Thränen dieser unglücklichen Schlachtopfer des Fanatismus, stößte ihnen Muth ein und bracht' es bald dahin, daß sie alle entschlossen waren eher zu sterben als ihre Religion zu verläugnen. — Wirklich wurde ihnen der Scharfrichter vorgestellt, der sie nach zweyen Tagen hinrichten sollte. Ob diese Hinrichtung wirklich erfolgt seyn würde, ist kaum zu glauben; vermuthlich wollte man sie nur dadurch schrecken,



um sie zum Abfall von der Protestantischen Kirche zu vermögen. — Die Gefangenen bereiteten sich nun durch Gebet und ermunternde Gespräche zum Tode, als der Officier, dem ihre Verwahrung übertragen war, in den Kerker tratt. Dieser Officier war ehemahls ein Geistlicher gewesen. Er umarmte den kleinen d'Aubigne und sagte: ich will euch alle retten oder mit euch sterben, aus Liebe zu diesem kleinen Jungen. Macht euch gefaßt zu entfliehen wenn ich euch den Wink dazu geben werde. — Aber könntet ihr wohl fünfzig bis sechzig Thaler zusammen bringen, mit denen ich zwey Personen bestechen muß, ohne die eure Rettung mir unmöglich ist.

Beroald hatte etwas Baarschaft unter seinen Fußsohlen in den Schuhen verwahrt, und man gab ohne sich zu besinnen dem Officier die sechzig Thaler.

Um Mitternacht kam der Officier wieder, begleitet von den zweyen bestochenen Leuten. Mein Herr, redete er Beroalden an, ich habe erfahren, daß der Vater dieses Kleinen einer von den Befehlshabern in Orleans war; versprechen sie mir zum Lobne des Dienstes, den ich ihm in seinem Sohne erweisen will, eine Stelle unter seiner Kriegsschaar? Beroald versprach ihm nicht nur dieses, sondern versicherte ihn auch, daß er auf den wärmsten Dank und eine ansehnliche Belohnung von Seiten des alten d'Uubigne rechnen könne. Nun mußten sich alle die Gefangenen bey den Händen nehmen, und er führte sie ganz in der Stille bey einer Wache vorbei, und durch ungebahnte Wege bis auf die Straße nach Montargis, (*) wo sie ohne entdeckt

S 4

zu

(*) Hauptstadt in Gastinois am Flusse
Loing.



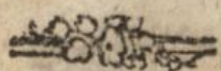
zu werden glücklich aber sehr ermüdet an-
famen.

Die Herzogin von Ferrara, Renata
von Frankreich, die Damahls auf diesem
Schlosse residierte, empfing sie sehr gütig,
ließ sie einige Tage bey sich ausruhen, und
hierauf nach Gien (*) bringen.

Auch hier dauerte die Ruhe der armen
Flüchtlinge nicht lange. La Sayette belae-
gerte den Ort, und sie mußten zu Schiffe
nach Orleans entweichen. Auch auf dieser
Reise waren sie der größten Lebensgefahr
ausgesetzt, denn das Volk schoß in der Ge-
gend von Boreille auf die Schiffe.

Dem

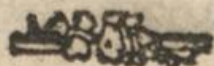
(**) Kleine Stadt in Cassinois an der
Loire.



Dem ohngeachtet kamen sie in Orleans unbeschädigt an. Theodors Vater kommandirte dort unter dem Feldherrn St. Cyr, und sie wurden mit Freude und Achtung in dem Hause des Präsidenten L'Escoile aufgenommen.

Schlimmere Dinge erwarteten hier noch den jungen d'Aubigne. Er wurde von der Pest angesteckt, welche damals gegen 30000 Menschen in dieser großen Stadt wegrastete. Der Arzt der ihn besorgte, Beroalds Gattin und noch drey Personen der Gesellschaft starben vor seinen Augen in seinem Zimmer. Nur sein Bedienter, der an gar kein Präservativ dachte, blieb unangesteckt und pflegte ihn. Theodors Jugend und starke Constitution rissen ihn durch.

Während der Krankheit des jungen d'Aubigne reiste sein Vater nach der Provinz Guyenne, um von dort frische



Hülfsstruppen herben zu führen. Er fand bey seiner Zurückkunft den geliebten Sohn zwar wieder ganz hergestellt, aber äußerst verwildert. Der junge Mensch hatte rohe Sitten angenommen, war halsstarrig und trozig geworden. Den Grund davon muß man in der damaligen Verwirrung und Zügellosigkeit suchen, die immer die Begleiterin des Krieges, und vornehmlich eines innern Krieges ist.

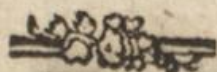
Der hierüber entrüstete Vater wählte ein besonderes Mittel seinen Sohn zurückzubringen. Er ließ ihm ganz schlechte Kleider anlegen, und ihn in diesem Aufzug in die Kaufläden und zu den Handwerkern herumführen, mit dem Bedeuten, daß, da seine Aufführung für einen Edelmann höchst schändlich wäre, so solle er in einen Stand herab treten, der seinem Betragen angemessen seye, und sich deswegen ein Gewerbe
oder



oder Handwerk wählen, womit er künftig sein Leben durchbringen wolle.

Theodor wurde durch diese Kränkung so tief gebeugt, daß er von neuem krank ward. Als er wieder besser war, warf er sich seinem Vater zu Füßen, flehte um Vergebung und versprach Besserung. Der erweichte Vater vergab ihm, und dieser Vorfall wirkte auf das ganze Leben unsers Helden, (*) ob er gleich nachmals durch
sei.

(*) Ich erinnere mich hier eines ähnlichen Falles. Der Französische Gesandte am Churtrierischen Hofe in Coblenz, Herr von Moustier, hatte einen einzigen Sohn. Man ließ ihm als Kind zu viel Willen, und als er sich nun dem Jünglingsalter näherte, ward er unbändig. Die Vorstel.



seines Vaters eigenen Bediente zu man-
chen Ausschweifungen, nach seinem eigenen Ge-

stellungen des Vaters, die Verweise, die
Strafen fruchteten nicht mehr, und Mous-
sier sann auf andre Mittel den kleinen
Starrkopf zu zähmen. Er gab ihn förm-
lich als Jungen in die Lehre zu einem
Schuhster. Er mußte arbeiten und alles
thun was einem Lehrpurschen beym Hand-
werk zukommt, als die Werkstatt lehren,
Pechdraht machen und Schuh und Stie-
fel in die vornehmsten Häuser mit seinem
Schurzfell geziert bringen. Machte er
böse Streiche, so hatte sein Meister das
Recht ihm den Kniertiemen fühlen zu las-
sen. Diese Demüthigung wirkte, so viel
Ueberwindung auch diese Strenge den
gärtlichen Vater kostete. Der flüchtige
Jüngling gieng in sich und der Vater
be-

Geständnisse (*) verführt wurde, während
Orleans belagert ward, und er in seines
Va-

begnadigte ihn. Wie es in der Folge
gieng weiß ich nicht; denn der Herr von
Moustier verließ kurz hernach seinen Ge-
sandschaftsposten um einen andern am
kondner Hofe zu übernehmen. — Frey-
lich war dieses väterliche, weise Betra-
gen kaum von einem Franzosen zu er-
warten, aber ich muß deswegen bemerken,
daß Moustier von seinen Kinderjahren an
in Heidelberg erzogen worden war, deutsch
redete wie ein geborner Pfälzer, deutsche
Sitten und Grundsätze angenommen hatte
und die deutsche Erziehung für besser hielt
als die weichliche Französische.

(*) Theodor Agrippa d'Aubigne
hat seine Privatgeschichte, von ihm selbst
geschrieben, seinen Kindern hinterlassen.

Ab-



Baters Hause ohne Aufsicht zurückblieb, indem sein Lehrer Beroald sich mit den übrigen in das Kloster St. Agnan geflüchtet hatte.

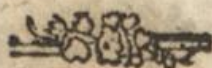
Unterdessen war Dachen, dessen Blutdurst der junge d'Aubigne wie wir wissen, entwischt war, in der Schlacht bei Dreux mit dem Connetable gefangen und durch den alten d'Aubigne nach Orleans geführt worden. Eines Tages nahm dieser
sei.

Abschriften davon befanden sich nur in Bibliotheken der Liebhaber von seltenen Manuscripten, bis endlich eine gedruckte Ausgabe davon im Jahr 1731 in Amsterdam erschien, obgleich behauptet wird, daß noch eine frühere davon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ebenda selbst abgedruckt worden sey.



seinen Sohn und stellte ihn dem Ritter Dachon in seinem Gefängniß vor. Dachon wurde bleich wie eine Leiche als er den jungen d'Aubigne erblickte, der ihm die bittersten Vorwürfe wegen dem unmenschlichen Betragen gegen ihn und seine Mitgefangnen in Courance machte.

Der bald hierauf erfolgte Tod seines Vaters war für den jungen Theodor ein unerseßlicher Verlust. — Vierzehn protestantische Officiere verbündeteten sich ein Werk der Belagerer von Orleans hinwegzunehmen, wenn sie auch alle bey diesem gefährvollen Ausfalle das Leben einbüßen sollten. Der alte d'Aubigne war von der Zahl. Als es indessen zur Ausführung des Plans kommen sollte, erschienen außer ihm nur noch fünf. Diese sechs Helden wagten den Ausfall. d'Aubigne erhielt bey dieser Gelegenheit einen gefährlichen Lanzenstich in den Unterleib, denn sein Gegner hatte ihn



unter dem Harnisch gegriffen. Trotz seiner Wunde half er den Streich ausführen, dem kurz hernach der Friede folgte. Ob er gleich nur halb genesen war, schlug er es doch nicht aus, sich zu den Friedensunterhandlungen mit gebrauchen zu lassen.

Nach geschlossenem Frieden erhielt er den Auftrag nach Guienne zu reisen, und dort die Befolgung der Artikel dieses Vertrages zu bewirken. — Er nahm einen ungewöhnlich jätlichen Abschied von seinem Sobne, als wenn es ihm geahndet hätte, daß er ihn nicht wiedersehen würde. Er gab ihm noch manche gute Lehren und schärfte ihm besonders die Beschüzung der Protestantischen Religion ein.

Er ward unterwegs krank, und konnte nicht weiter als Amboise kommen, wo er liegen bleiben mußte. Seine Wunde brach wieder auf, das Fieber nahm zu, und er starb an den Folgen der Entzündung.

E b e o.

Theodor kam nun unter die Vormundschaft. Die Schulden seines verstorbenen Vaters überstiegen sein Vermögen, nur die Erbschaft von seiner Mutter konnte künftig die Quelle seines Fortkommens seyn.

D'Abigne war nun dreizehn Jahr alt, und sein Vormund schickte ihn nach Genf, um dort seine Studien zu vollenden. Er übersezte damals schon mit der größten Fertigkeit aus dem Lateinischen und Hebräischen. Er hatte schon gute Fortschritte in der Mathematik gemacht; demohngeachtet that man ihn wieder in das Collegium. Die trockene Lehrart der Alten und die strenge Schulzucht, die man damals Erziehung nannte, machten ihm die Wissenschaften bald zum Eckel, und gegen das Ende des zweiten Jahres wurde ihm der Aufenthalt in Genf ganz verhaßt. Er verließ diese hohe Schule ohne Vorwissen seines Vormundes und seiner Verwandten, und gieng nach Lyon. Hier legte er sich von neuem auf die Mathematik, und



dünkte sich glücklich in der goldnen Freyheit.

Dieser süße Wahn dauerte aber nicht lange. Seine geringe Baarschaft war bald aufgezehrt, und seine Hauswirthin drohte ihn vor die Thüre zu werfen, wenn er sie nicht bezahle. Diese Hartherzigkeit kränkte ihn so sehr, daß er einen ganzen Tag sich nicht nach Haus zu gehen getraute. Er hatte nichts gegessen und kein Geld. Er empfand zum erstenmahl in seinem Leben was Mangel ist, und war an den Grenzen der Verzweiflung.

Er wußte nicht was er anfangen und eben so wenig wo er übernachten sollte. In dieser traurigen Gemüthsverfassung gieng er ohne weitere Absicht auf die Brücke der Saone. Er neigte sich über das Geländer und weinte bitterlich. Bey dem Anblick des Strohmeeß kam ihm der Gedanke ein, sich in die Gluthen zu stürzen. Er betete mit

Inno



Innbrunst, und würde seinen Vorsatz unfehlbar ausgeführt haben, wenn er nicht zufällig die Augen nach dem Ende der Brücke gewendet hätte. Er erblickte einen Bedienten zu Pferde, dem bald drauf der Herr folgte, den er sogleich für seinen Vetter, den Herrn von Chillaud, erkannte. Die Lust sich zu ersäufen verwandelte sich in Trost und Hoffnung, und sein Vetter, der bey seiner Durchreise nach Deutschland, wodrin er von dem Admiral Chateillon geschickt wurde, ihm Geld überbringen sollte, gab ihm neues Leben durch sein gütiges Zureden. Nun war d'Aubigne aus seiner Noth gerissen, und die Verzweiflung machte der Freude Platz. (*)

I 2

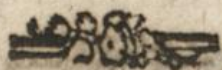
Nach

(*) Deus Ex machina! dürfte mancher Leser ausrufen; allein der Vater le Long und andre geben ihm das Zeugnis, er habe mit der strengsten Wahrheitsliebe von sich selbst geschrieben.



Nach einiger Zeit verließ er Lyon, und reiste nach Taintronge zu seinem Vormund. Der zweite Religionskrieg war eben ausgebrochen, und d'Arbigne fest entschlossen, die Wissenschaften zu verlassen, und den Soldatenstand zu wählen. Sein Vormund sperrte ihn deswegen ein, und hielt ihn so bis zum Ausbruche des dritten Religionskrieges gefangen.

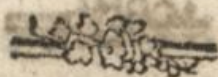
Einige seiner Bekannten, die sich wie er der Vertheidigung der Protestantischen Kirche gewidmet hatten, zogen vor seinem Fenster vorbei. Sie gaben ihm schon vorläufigst verabredeter massen das Signal durch einen Flintenschuß. Er verstand sogleich das Signal, ließ sich an seinen zerschnittenen Bettüchern, die er zusammen geknüpft hatte, zwei Stockwerk hoch herunter, und lief im blanken Hemde und barfuß den Reutern nach, denn sein Vormund nahm ihm jeden Abend alle Kleidungsstücke hinweg. Seine Kameraden wollten ihn bereden in die



diesem Zustande wieder umzukehren; da aber alle Vorstellungen nichts halfen, so nahm ihn einer von ihnen hinter sich aufs Pferd.

Sie waren etwan eine Stunde marschirt, als sie auf ein Detaschement Catholiken stießen, mit denen sie handgemeng wurden, sie aber bald in die Flucht schlugen. d'Aubigne erbeutete eine Glinte, wollte aber durchaus keine Kleidungsstücke von den Gefangenen nehmen, und kam so nackend auf dem Sammelplatz in Jonsai an, wo ihn die Befehlshaber kleiden ließen.

Die Armee der Protestanten versammelte sich in Laintes. d'Aubigne mit seiner Abtheilung traf auch dort ein. Hier wollte ihn der Gouverneur der Provinz, Herr von Mabeau, auf Ersuchen seiner Verwandten, bewegen, die Armee zu verlassen, und nach Haus zurückzukehren. Er suchte ihn anfänglich mit guten Worten dazu bringen, end-



lich drohte er ihn in Arrest zu nehmen und auszuliefern. D'Aubigne antwortete: er könne diesem Befehl nicht gehorchen, weil er bereits im Dienst sey, und so verließ er den Gouverneur und drängte sich durch den Haufen bis in das Haus eines Hauptmanns, von dem er wußte, daß er mit dem Gouverneur zerfallen war. Dieser nahm ihn willig auf, und stellte ihn bey seiner Compagnie an.

Von nun an strebte d'Aubigne nach großen Thaten, ob ihm gleich oft unter den Beschwerlichkeiten eines Winterfeldzuges die Folgen des Ungehorsams gegen seinen Vormund durch den Kopf giengen. Er wohnte der Belagerung von Angouleme bey, wo er eine ganze Rüstung erbeutete, er befand sich bey dem Sturm von Pons, und war der erste der durch die Bresche in die Stadt drang, und in den Schlachten
bey



bey Janseneuil, Jarnac und Rocheabeille
hielt er sich ausnehmend brav.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ende des dritten Bandes.



Register.

	Seite
I. Heinrich IV., König von Frankreich.	
Heinrichs üble Lage nach dem Tode seines Vorfahren.	11
Drey Edelleute schwören ihm Treue.	12
Manche gedenken Frankreich die Regierungsform Deutschlands zu geben.	13
Mayenne wird ersucht, den Königl. Titel anzunehmen.	14
Mayenne läßt den Cardinal Bourbon zum König ausrufen.	ebend.
Unter dessen Namen werden Münzen geschlagen.	15
Heinrich will sich über die Loire zurückziehen.	ebend.
Verpflichtet sich die Catholische Religion anzunehmen.	ebend.
Der junge Guise in der Gefangenschaft in Blois.	19
Mayennes schläfriger Charakter.	ebend.
Spanien gedenkt Frankreich an sich zu reißen.	21
Der	

	Seite
Der Pabst droht allen, die es mit Heinrichs Parthey halten, mit dem Bann.	23
Kardinal Bourbon stirbt.	ebend.
Heinrich läßt den gefangenen jungen Guise entspringen.	24
Die Ligue wird getheilt.	ebend.
Heinrich will nach England flüchten.	26
Treffen bey Arques.	27
Schlacht in der Ebne von Jory.	29
Die Geistlichen predigen gegen Heinrich IV.	ebend.
Der Spanische Gesandte thut den Vorschlag die Infantin Isabelle mit dem jungen Guise zu vermählen.	31
Heinrich geht zur Römischen Kirche über	ebend.
Paris wird von Heinrichen eingeschlossen.	34
Hungersnoth in Paris.	35
Heinrich schickt den Belagerten Lebensmittel.	36
Umstosung des Salischen Gesetzes.	37
Neuer Plan die Spanische Infantin an einen Französischen König zu verheyrathen.	38
Satyre über die Ligue.	40
Unterhandlungen mit denen Gouverneurs	41
Brissac übergiebt dem König Paris.	42
Heinrichs Politik nach dieser Eroberung.	46
Erhält Absolution in Rom.	48
Heinrich tritt mit dem Herzog von	
	May

	Seite
Mayenne in Unterhandlung	49
General - Amnestie.	50
Die Provinzen unterwerfen sich	51
Heinrich soll durch J. Chatel ermordet werden.	52
Chatel wird hingerichtet.	53
Die Jesuiten werden vertrieben.	ebend.
Water Guignard gehangen.	54
Heinrich kündigt Spanien den Krieg an.	ebend.
Schlacht bey Fontaine.	55
Heinrich beleidigt den Marschall Rosne.	56
Heinrich erobert Amiens wieder.	57
Friede zu Bervins.	59
Philipp von Spanien stirbt.	60
Edikt von Nantes.	61
Biron wird enthauptet.	64
Die Jesuiten werden zurückberufen.	65
Water Cotton.	69
Heinrichs Undankbarkeit gegen die Protestanten.	70
Heinrichs Neigung zu Liebeshändeln.	
Henriette d'Entragues.	73
Verschwörung gegen Heinrich.	74
Entragues und Aubergne zum Tode verurtheilt und begnadigt.	76
Heinrich verliebt sich in Catharina von Rohan.	ebend.
Die Protestanten wählen den Herzog von Bouillon zu ihrem Oberhaupt.	77
Heinrich wird darüber aufgebracht.	78
Bringt Saluzzo wieder an die Krone	ebend.
	Er.

Erneuert das Bündnis mit den Schwedern.	Seite 79
Vermittelt die Streitigkeiten zwischen dem Pabst und den Venetianern.	ebend.
Heinrich nimmt sich der Holländer an.	80
Seine Tafel.	82
Sein Hang zum Spiel.	83
Verliebt sich in die junge Prinzessin von Montmorency.	85
Verheirathet sie an den Prinzen Conde.	86
Ihr Gemahl führt sie nach Chantilly.	ebend.
Heinrich kommt darüber außer sich.	87
Conde bringt seine Gemahlin nach Verneul.	ebend.
Führt sie nach Flandern.	88
Heinrich will deswegen den Spaniern den Krieg erklären.	89
Fällt mit seiner Armee ins Spanische Gebiet ein.	92
Krönung der Königin.	ebend.
Meuteren.	93
Heinrich wird ermordet.	95
Die Königin läßt sich als Regentin erklären.	97
Trauer des Landvolks.	98
Ravallac wird hingerichtet.	99
Streit zwischen Montmorency und Conde.	101
Heinrichs Charakter.	ebend.
Sully	104
Einige Anekdoten aus dem Leben Heinrichs.	111
	2

2. Sitten einzelner wilder Nationen.

Neuseeland.

Beschreibung des Landes.	122
Adelsheims Schilderung des Charakters der Wilden bey Quebek. Anm.	124
Clerks Astronom wird bestohlen.	126
Ermordung der Europäer.	127
Die Neuseeländer sind Menschenfresser.	137
Ein Indianischer Anführer wird mit einem Menschenkopf auf Cooks Schif- fe bewirthet.	140
Die Neuseeländer schlachten ihre Feinde.	141
Gomannahi.	143
Häusliche Ordnung der Neuseeländer.	155
Gomannahi's Liebhaber wird vermißt und zurückgeholt.	159
Forsters Unmerkung über diesen Vor- gang.	167
Regierungsform der Neuseeländer.	168
Religion.	170
Nahrung.	171
Kleidung.	172
Waffen.	174
Cook besucht die Quikp-Bay.	176
Schiffe der Neuseeländer.	177
Festungen.	178
Künste.	180
Ein Knabe berauscht sich in Madera. Wein.	183
Nachtrag zur Beschreibung des Landes.	

	Seite
3. Inquisition in Goa.	
Alvarez.	192
Die Angeklagten werden im Bildnis gestraft.	193
Bücher-Censur.	ebend.
Ursachen der Verhaftnehmung eines An- geklagten.	195
Behandlung im Kerker und Verhör.	198
Gefängnisse.	199
Geschichte des Verfassers der Nachricht von der Inquisition in Goa.	204
Ursache seines Verhaftes.	208
Seine Unterredung mit dem Commissa- rius.	209
Falschheit des Gouverneurs Men- doza.	211
Donna Percira.	212
Gefängnisse in Daman.	215
Santa Casa.	217
Verhör.	218
Behandlung der Gefangenen	221

4. Anekdoten.

1. Die Bauersfrau in **	225
2.	2.

	Seite
2. Juwelier Billard in Paris.	232
3. Die Betrogene.	241
4. Der Reisende unter einer Bande von Mördern.	247
5. Der Gebrandmarzte.	251
6. Die falschen Münzer.	254
7. Zwen Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Großen.	265

5. D'Alubigne.

Seine Geburt.	271
Sein Vater führt ihn nach Paris	272
Wird dem gelehrten Beroald zur Erzie- hung übergeben.	273
Muß aus Paris entfliehen.	274
Kommt in Coudray ins Gefäng- nis.	275
Soll hingerichtet werden.	277
Entflieht.	279
Flüchtet wieder aus Montargis.	280
Kommt in Orleans an und wird von der Pest befallen.	281
Sein	

	Seite
Sein Vater straft ihn wegen jugendlichen Fehlern.	282
Anmerkung über einen ähnlichen Fall.	283
Der Gouverneur von Coudrai wird gefangen.	286
Sein Vater stirbt.	
Sein Vormund schickt ihn auf die hohe Schule nach Genf.	289
Flucht nach Lion.	ebend.
Er geräth in dürftige Umstände und will sich ins Wasser stürzen, wird aber durch eine unvermuthete Zusammenkunft davon abgehalten.	291
Wählt den Soldatenstand und flüchtet aus seines Vormunds Hause.	292



178

Der Kaiser hat den Befehl gegeben

179

den Befehl

180

den Befehl

181

den Befehl

182

den Befehl

183

den Befehl

184

den Befehl

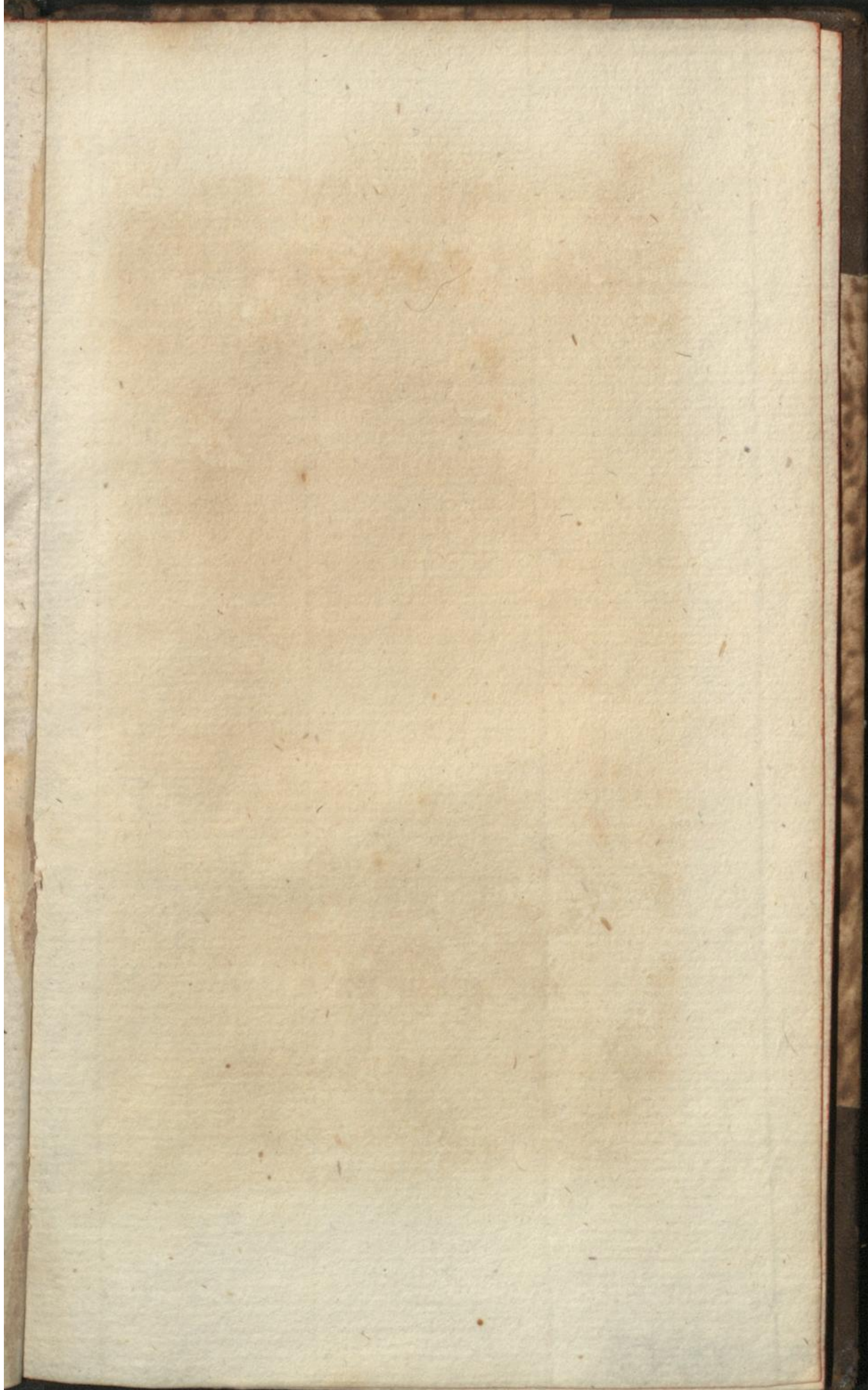
185

den Befehl

186

den Befehl





✓
5700040





02162407

x

